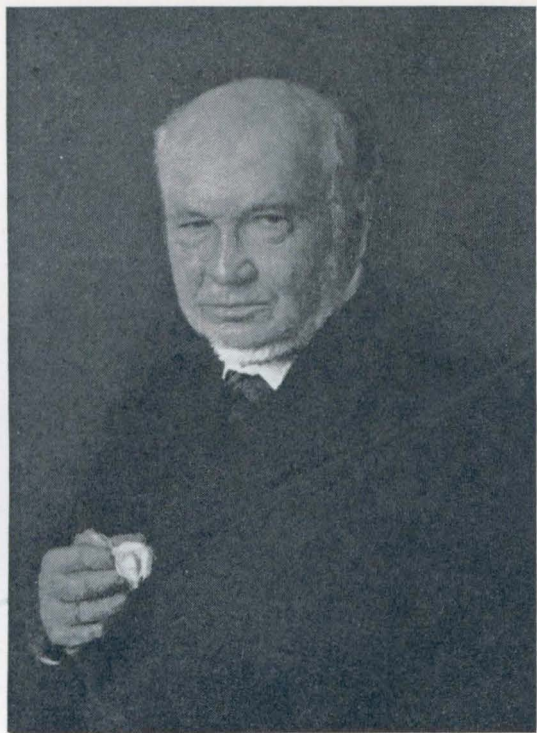


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Ernst Senf

Friedrich von Bodelschwingh

Der Vater des Bethel-Werkes



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Friedrich von Bodelschwingh

Vater Bodelschwingh hat der ganzen Welt den Tatbeweis des Christentums geliefert in seiner Person und in seinem Werk; er hat unter uns ein Denkmal der Barmherzigkeit aufgerichtet. So hat sein Name noch heute einen besonderen Klang. Wer aber kennt diesen Menschen wirklich? Wer weiß, woher ihm die Kraft wurde, immer neue Aufgaben anzufassen und sie allen Schwierigkeiten zum Trotz durchzuführen? Wer kennt die Ausrüstung, die der Mann der Liebe in schwerer Schule erfahren hat, bis er wurde, was er war?

Pastor Senf, ein Mitarbeiter von der Leitung der Hoffnungstaler Anstalten, des letzten großen Bodelschwinghschen Werkes in Lobetal vor den Toren Berlins läßt uns in diesem Büchlein einen Blick tun in das Geheimnis von Bodelschwinghs Leben. Wir sehen sein Werden in Gottes Schule, seinen Dienst im Kleinen und an den Geringen, sein Ringen um die Seele des deutschen Arbeiters, seine Hingabe an das Werk der Äußeren Mission, seinen Eifer für den Bau der Kirche, die auf der Bruderschaft derer beruht, denen Barmherzigkeit widerfahren ist, und die Gottes Auftrag in der Welt ausführen wollen. Dieser Tatsachenbericht spricht auch zu denen, die bisher Bodelschwinghs Werk nur von außen kannten.

Friedrich von Bodelschwingh

Der Vater des Bethel-Werkes

Von
Ernst Senf

5. Auflage
(23. — 28. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 1 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung	3
Herkunft und Werdegang	5
Berufung	15
Zubereitung	25
Schwere Wege	35
Samariterdienst	43
Vom Kleinen zum Großen	55
Dienst am Arbeiter	61
Erziehungsarbeit	69
Für eine lebendige Kirche	73
Praktische Erziehung der Theologen	78
Außere Mission	81
Der Heimgang	84
Was können wir von Vater Bodelschwingh lernen?	86

Das Umschlagbild ist mit freundlicher Genehmigung der Leitung der Betheler Anstalten nach dem bekannten Porträt Bodelschwings von dem Maler Schulte vom Hofe wiedergegeben.

Copyright 1954 by Brunnen-Verlag, Gießen.
Druck: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg/Lahn.

Zur Einführung

„Wenn es gelingt, unsere Arbeit unter den Blickpunkt der Ewigkeit zu bringen, dann dient alles dem ewigen Ziel.“*)

Die evangelische Kirche kennt keine „Heiligen“, wohl aber hat sie in ihren Reihen Männer und Frauen, in denen etwas von dem Wesen des Herrn Jesu Gestalt gewonnen hat. Ihr Leben ist ein Zeugnis von der Macht Christi, ihr Werden ein Zeugnis davon, wie der lebendige Gott aus den irdischen Gegebenheiten eines Menschenlebens sich Werkzeuge zubereitet, die er brauchen kann. Bodelschwingh ist solch ein Werkzeug in Gottes Hand. Seine Gemeinde — es ist eine Gemeinde, die über die ganze Welt reicht — hat ihm den Ehrennamen „Vater“ gegeben. Sie hat auf diese Weise zum Ausdruck gebracht, daß man sich in seiner Nähe geborgen vorkam. Weil Bodelschwingh selber in der Geborgenheit des Kreuzes stand, spürten die Menschen, die zu ihm kamen, etwas von der Macht und der Sicherheit, die vom Kreuz herkommt und dem Leben eine neue Bahn weist. Der Wanderer hat es auch gespürt, der zu Vater Bodelschwingh kam, wieder einmal ganz abgerissen und müde, und sagte: „Herr Pastor, vor sechs Jahren haben Sie mit mir gebetet; das hat bis jetzt vorgehalten. Nun geht es nicht mehr; beten Sie wieder mit mir!“

Es ist etwas Geheimnisvolles um diesen Mann; wer ihm begegnete, bekam einen unvergeßlichen

*) Die den einzelnen Abschnitten vorangestellten Worte sind Aussprüche Vater Bodelschwinghs.

Eindruck. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die, wie man es manchmal ausdrückt, eine doppelte Bekehrung erlebt haben: die erste vom natürlichen Menschen zum Christen, die zweite vom Christen zum Menschen. Bei ihm war alle Frömmigkeit natürlich, da war nichts Gemachtes und Gekünsteltes, nichts Süßliches und Geschraubtes; das Natürliche war geheiligt, das Heilige war natürlich geworden. Darum verstanden ihn auch die, deren Ohr längst taub geworden war für die Stimme aus der Höhe. Darum reicht die Wirkung seines Lebens auch weit hinaus über den Kreis der Kirchenchristen und tief hinein in die Reihen derer, die schon jede Verbindung mit der Kirche zerrissen haben, und derer, die in anderen christlichen Kreisen leben. Er sprach die Sprache der Liebe, und die wurde überall verstanden.

Bodenschwingh hat nie etwas „machen“ wollen. Er sagte manchmal, wenn er gefragt wurde, wie sein Werk geworden sei: „Ich habe immer nur gebremst.“ Er hatte die neuen Augen, die die Not sahen, die Ohren, die den Hilfeschrei der Verzweifelnden hörten, und das Herz, das es nicht fertigbrachte, daran vorüberzugehen. Er mußte helfen.

Er erschrak nicht vor der Größe der Not, auf die er stieß; er bebte nicht davor zurück, allein und als erster eine ihm auf seinen Weg gelegte Aufgabe anzufassen. Er hörte seines Herrn Stimme: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Mehr als einmal hat man ihn einen Narren, einen unverbesserlichen Idealisten geschol-

ten, ihm die völlige Ergebnislosigkeit aller seiner Liebesmühe prophezeit; er ist seinen Weg im Glauben gegangen: „Auf D e i n Wort!“ — und ist nicht zuschanden geworden. Auf diesen wagenden Glauben ist sein Werk gegründet: Bethel, die Heimat der Epileptischen; die Arbeiterkolonien, die Heimat der Wanderer; die Eigenheime, die Heimat der „Bodenlosen“; die Bethelmission. Alles aus den kleinsten Anfängen.

Sein ganzes Leben — fast 80 Jahre — war Leben im Dienst und darum ein reiches Leben, reich an Arbeit, an Freude und Leid — aber auch reich an wunderbaren Führungen und Tröstungen Gottes. Der Name **Bodelschwingh** hat seinen eignen Klang in der Welt und — was mehr bedeutet, in Geschichte und Gegenwart der christlichen Kirche: in ihm erschien den Deutschen ein barmherziger Samariter.

Herkunft und Werdegang

„Aus den Wundern seiner Gnade und Herrlichkeit steigt Lebenssaft in die dürren Bäume unseres Lebens.“

Bodelschwinghs Heimat ist **Westfalen**. Zwei Stunden westlich von Dortmund, am Ausgang einer engen Waldschlucht, liegt das Stammschloß des Geschlechts: „Haus Bodelschwingh“. **H e i m a t** ist aber mehr als nur der Boden und das Land, dem man entstammt; Heimat ist auch die Verbundenheit mit den Geschlechtern, die vorangegangen sind, Verbundenheit mit ihrem

Erleben, ihrem Wirken, ihrer Geschichte. Einer der Vorfahren Bodelschwings soll unter der alten Femlinde zu Dortmund das Gericht der heiligen Feme geübt haben, ein anderer fiel im Kampf um die Kolonisation des Ostens im Baltenlande. Ein Bodelschwingh fiel im Kampf gegen die Türken; ein anderer wird lobend in den Berichten des Domkapitels zu Mainz erwähnt. Eine Friederike von Bodelschwingh hatte in Elberfeld viel um ihres evangelischen Bekenntnisses willen zu leiden.

Zuallertiefst ist Heimat die Verbundenheit mit dem Gott, der die irdische Heimat gab und das Leben der Geschlechter, der durch Jesus Christus aus der irdischen Heimat eine Herberge macht und mit ewigem Band den Menschen an die obere Heimat bindet. Das alles zusammen ist Bodelschwings Heimat. Weil er die ewige Heimat kannte, wußte er den Wert der irdischen zu schätzen; denn er kannte den tiefen Zusammenhang zwischen beiden.

Aus den Erzählungen des Vaters wußte Bodelschwingh noch etwas von der französischen Besatzung Westfalens. Der Vater, Ernst von Bodelschwingh, hatte die Zeit der Erniedrigung Preußens erlebt. Der 18jährige Student kämpfte als Jägerleutnant die Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, an der Katzbach und bei Leipzig mit. In den Verfolgungskämpfen wurde er bei Freiberg schwer verwundet: dicht oberhalb des Herzens durchbohrte ein Schuß die Lunge. Durch eine gnädige Fügung kam der Schwerverwundete in das kleine Städtchen Lauchstädt, wo er

dem Stadtschreiber einige Tage vorher beim Ausfüllen der Quartierzettel geholfen hatte. Der nahm den Todwunden in sein Haus. Rührend sorgte sein Bursche für ihn. Da für den Verwundeten wegen seiner Länge kein Bett zu beschaffen war, bettete man ihn auf die Erde. Am Fußende hatte der Bursche sein Lager und meinte: „Herr Leutnant, wenn Sie etwas brauchen, dann treten Sie nur!“ Die Wunde heilte, aber der Kranke blieb siech. Es war wieder eine gnädige Fügung, welche die Wunde zum Aufbrechen brachte, als der Kranke beim Besuch der Mutter, die herbeigeeilt war, in Erregung geriet. Uniformfetzen, die die Heilung verhindert hatten, kamen zum Vorschein, und nun genas der Verwundete. Kaum genesen, zog er 1815 abermals mit gegen Frankreich. Auf dem Wege zur Truppe lernte er zwei Schwestern aus dem Geschlecht derer von Diest kennen, deren Postkutsche auf der schlechten Straße einen Unfall gehabt hatte. Eine der beiden, Charlotte von Diest, wurde seine Frau. Dieser Ehe entstammt Friedrich von Bodelschwingh.

Als 27jähriger wurde Ernst von Bodelschwingh Landrat des Kreises Tecklenburg in Westfalen. Der Reichsfreiherr vom Stein — vielleicht der größte und charaktervollste Deutsche der damaligen Zeit — hatte dicht bei *V e l m e d e*, dem Familienbesitz der Bodelschwinghs, in Kappenberg ein Gut. Er war auf den jungen Bodelschwingh aufmerksam geworden und schenkte ihm seine Freundschaft. Dieser Freundschaft verdankte der junge Landrat für sein Leben und

sein Amt Entscheidendes. Da in Tecklenburg keine geeignete Wohnung zu finden war, wohnte Ernst von Bodelschwingh dicht bei Tecklenburg, im Haus Mark. Hier wurde Friedrich von Bodelschwingh am 6. März 1831 als das sechste Kind geboren.

Im Elternhaus verlebte er eine glückliche Jugend, in die nur von Zeit zu Zeit wie ein dunkler Schatten schwere Erkrankung des Vaters fiel. Die alte Wunde machte dem Vater immer wieder zu schaffen, mehr als einmal war er dadurch dem Tode nahe. So fiel in die früheste Jugend hinein die Sorge um den geliebten Vater.

In Koblenz, wohin der Vater als Oberpräsident der Rheinprovinz versetzt war, wurde der Lebens- und Spielraum für die Kinder noch weiter, besonders dadurch, daß der Vater dicht am Ufer des Rheins einen kleinen Garten kaufte. Ein wunderbarer Tummelplatz für die Kinder und zugleich für sie eine Stätte der ersten Arbeit; sie durften im Garten mithelfen. In diese Zeit fällt ein bemerkenswertes Kindheitserlebnis: Nach Kinderart kletterten die Kinder oft genug über die Gartenmauer, bis der Vater es ihnen eines Tages verbot, damit nicht Fremde es nachmachten. Die Kinder sollten ordentlich durch die Tür gehen und abschließen. Eines Tages war Fritz beim Mittagessen nicht da. Die Kinder waren nach Hause gegangen in der Meinung, er sei schon längst voran; er aber saß ganz oben in einem Kirschbaum, und als er entdeckte, daß die anderen fort waren, war die Tür zugeschlossen. Der Weg über die Mauer war möglich und früher

oft genug gemacht, aber der Vater hatte es verboten. Zu Hause suchte man den Jungen, glaubte schon, er wäre in den Rhein gefallen oder ihm sonst ein Unglück zugestoßen. Er aber war vor Müdigkeit und Tränen in der Gartenlaube eingeschlafen. Auf den Gedanken, ihn im Garten zu suchen, kam niemand. Schließlich entdeckte ihn der Vater. Er mußte ihn aufwecken: „Mein Sohn, wie konntest du uns das antun?“ Der Junge antwortete, in Tränen aufgelöst: „Vater, du hattest doch verboten, über die Mauer zu klettern.“ — Wer einem Vaterwort gehorchen kann, lernt wohl auch einmal, Gottes Wort zu gehorchen.

In Koblenz fing der erste Schulunterricht an, teils von Privatlehrern erteilt, teils in der Bürgerschule. Als der Vater 1842 zum Leiter des Finanzministeriums in Berlin berufen wurde, besuchte Bodelschwingh das Joachimsalsche und später das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Hier gehörte er mit zu den Spielgefährten, die vom königlichen Hause für den Kronprinzen Friedrich, den nachmaligen Kaiser Friedrich, ausgesucht wurden. So kam er früh in eine Verbindung mit dem königlichen Hause und in warmherzige Freundschaft mit seinem königlichen Spielgefährten. Sie hat zeit lebens gedauert. Reiten, Fechten, Schwimmen, Wandern war in dieser Zeit der gesunde Ausgleich gegen die tüchtige Lernarbeit in der Schule, die er 1849 verließ.

Da der Vater im Revolutionsjahr entlassen wurde und sich auf das Stammgut V e l m e d e zurückzog, machte Bodelschwingh die Abschluß-

prüfung in Dortmund. Jetzt erhob sich die Frage nach dem Beruf. Zunächst studierte Bodelschwingh Physik und Botanik, beides hatte ihm immer Freude gemacht. Bald aber entschloß er sich, mit Einwilligung seines Vaters, zum Beruf des Landwirts. Der Vater selbst brachte den Sohn auf das Gut Kienitz im Oderbruch. Es war kein leichter Dienst als Eleve. Früh um fünf Uhr standen Inspektoren und Eleven vor dem Lehrherrn. Der junge Koppe hatte Bodelschwingh mit einiger Besorgnis angenommen: einen Eleven mit dem Zeugnis der Reife und einigen Semestern Studium hatte er noch nicht gehabt. Er fürchtete, der „Neue“ würde die schwere Arbeit scheuen, und war heilfroh, als Bodelschwingh wie er die Ochsespanne pflügen sah, erklärte, er wolle das auch lernen. So ging er denn an diese schwere körperliche Arbeit. Der bei der Trockenheit harte, lehmige Boden des Oderbruchs warf beim Pflügen große Schollen. Einige Ochsen hatten schwer zu ziehen, um den Boden aufzubrechen. Sie wurden um die Mittagszeit durch andere ersetzt, der Pflüger aber blieb draußen. Die Knöchel schmerzten, die Haut brannte; aber Bodelschwingh hielt seine vier Wochen durch. Auch alle andere Arbeit machte er mit. Er säte Korn, obwohl das schwere Saattuch mit seiner Kornlast ihm die Schultern wund rieb und er dabei ganz lahm wurde. Er half dreschen — damals wurden noch mit dem Flegel gedroschen —, Weidenköpfen, Rübensäen und verziehen, Klee und Heu ernten. Keine Arbeit blieb ihm fremd. So lernte er die schwere Bauern-

arbeit achten und verstand zu schätzen, was sie wert war, was ein Mann leisten kann und was nicht. Daneben hatte er die Aufsicht über die Ställe und mußte mit peinlicher Sorgfalt die Bücher führen.

Neben aller körperlichen Arbeit ließ er seinen Geist nicht rasten. Als er Kolonnen von Arbeitern beim Hacken und Jäten zu beaufsichtigen hatte, zog er oft irgendein Buch, das er mitgenommen hatte, aus der Tasche und lernte beim Hin- und Hergehen manches schöne Gedicht auswendig.

Seine Soldatenzeit verging rasch, schneller als er und seine Familie es dachten. Beim Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment war er 1851 eingetreten. Da er beim Manöver durch Erkältung sich eine Lungenkrankheit zuzog, wurde er nach kurzer Dienstzeit als „ein mit der Muskete ausgebildeter Halbinvalide“ für dienstuntauglich erklärt und entlassen. So kehrte er zur Landwirtschaft zurück, aber nicht nach Kienitz, sondern nach Gramenz in Hinterpommern. Hier hatte ein Herr von Senfft große Güter. Mit dessen Neffen, Ernst von Senfft, war er freundschaftlich verbunden, mit ihm zusammen bewirtschaftete er den gesamten Grundbesitz. In einem Brief an den Vater vom Himmelfahrtstage 1852 schilderte er ausführlich seine Erfahrungen und seine Arbeit. Bodelschwingh hat sich nicht nur um das Land und die Wirtschaft, sondern vor allen Dingen um die Menschen, besonders die Tagelöhner gekümmert. Ein großer Teil von ihnen war durch falsche Be-

handlung unter rohen Inspektorenhänden verkümmert und verkommen. Leider hatte die falsche Art der Wirtschaftsführung durch den Besitzer selbst viel zu diesem Elend beigetragen. Der alte Herr von Senfft litt an einer regelrechten Landgier. So kam es immer wieder vor, daß er seine bisherigen Pächter aus ihren alten Wohnstätten hinaustrieb, ihnen das Land nahm und sie auf den Stand der Tagelöhner herunterdrückte. Da sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten, andererseits mit dem kleinen Verdienst nicht zu wirtschaften verstanden, ergaben sich viele dem falschen Tröster, dem Branntwein. Dadurch wurde das Elend erst recht schlimm. Das Deputat an Kartoffeln und Getreide, das sie erhielten, verkauften sie, und nicht lange danach litten sie Hunger. Der Besitzer wußte von diesem Elend nichts oder sah es nicht, die Inspektoren kümmerten sich nicht darum. Bodelschwingh lernte es kennen, indem er in die Hütten der Leute ging.

Er schrieb dem Vater, daß er, um wirklich zu helfen, sich auf das genaueste um die Familienverhältnisse der Leute kümmern müsse und in vielen Familien förmlich die Haushaltung führe. Zu seinem Erstaunen merkte er, daß die Leute an ihn so anhänglich wurden, daß er sich fast täglich der Ausbrüche ihrer Dankbarkeit erwehren mußte, obwohl er durch die Uebernahme des Haushalts den Familienvater und die Mutter beinahe entrechtete. So verschaffte er ihnen statt des teuren Roggens die billigere Gerste und Kartoffeln, gab ihnen den Tagelohn w ö -

ch e n t l i c h statt vierteljährlich und maß man-
chen sogar das Mehl für die Suppe zu. Er
schreibt: „Ich hielt mich notgedrungen beständig
im Zusammenhang mit den Speisekammern fast
sämtlicher Leute; die Vorräte an Mehl, Kartof-
feln, Salz und Milch muß ich stets im Gedächtnis
haben; es ist im eigentlichen Sinn des Wortes
meine eigene Haushaltung.“

Den Segen für diese Arbeit erkannte Bodel-
schwingh selbst darin, daß er in stetem Zusam-
menhang mit so großer Armut mit seinem eigen-
en Lose recht von Herzen zufrieden sein
konnte.

Hatte Bodelschwingh schon hier kennege-
lernt, daß nur der persönliche Einsatz und das
Vertrauen von Mensch zu Mensch wirklich Hilfe
bringt, so erlebte er zur selben Zeit, daß man m i t
G e l d n i c h t h e l f e n k a n n. Er hatte im
ersten Jahre seiner Gramenzer Arbeit von dem
alten Herrn Senfft 100 Taler geschenkt erhalten
mit dem Auftrag, sie zum Besten der Armen zu
verwenden. Er fand eines Tages auf einem Vor-
werk eine Hütte, in der ein Ehepaar wohnte,
das sich selber mit Branntwein über seine elende
Lage hinwegzutäuschen versuchte. Mann und
Frau tranken, und den Kindern gaben sie auch
davon. Bei seinem Eintritt sah er auf dem Boden
eine Leiche liegen. Es war die Leiche der Frau.
Wie er davorstand, bewegte sich plötzlich die
Decke, und auf jeder Seite guckte ein Kinderkopf
unter der Decke hervor. Sie verschwanden aber
sofort wieder; denn es war kalt und in der Woh-
nung kein Feuer. Hier schenkte Bodelschwingh

Roggen, Kleider und Feuerung, um zu helfen. In anderen Häusern, wo ebenfalls der Branntwein herrschte, versuchte er es gleichfalls durch Gewährung von Lebensmitteln und Kleidung, die er ihnen schenkte. Seine 100 Taler waren jedoch bald ausgegeben, und er mußte die ihn sehr betrübende Erfahrung machen, daß die Unterstützten den Roggen und die Kleidung wieder verkauften, um Geld für Branntwein zu haben. Er sagte selbst: „Diese Lehre war mir nicht zum Schaden; denn ich lernte, daß mit bloßen menschlichen Künsten der Gutmütigkeit gegen menschliches Elend und gegen die Sünde, aus der das Elend stammt, nichts auszurichten ist.“

Im Kampf gegen den Branntwein fand Bodelschwingh bei seinem Lehrherrn darin eine starke Hilfe, daß er bei den Erntefesten alle Trinkereien und Tanzereien streng untersagte. Hier hat er gelernt, daß man das Schlechte am wirksamsten dadurch bekämpft, daß man Gutes an seine Stelle setzt. So wurden am Erntedankfest fröhliche Volksfeste gefeiert, die für die Großen und die Kleinen ein rechter Freudentag waren. Im Walde wurde unter Buchen und Eichen Kaffee getrunken und dazu Körbe voll Kuchen und Obst verzehrt. Hinterher folgten Spiele und Gesänge für alle. Mit Gebet und Lied schloß das Fest.

In die Gramenzer Zeit fiel der Tod des Vaters Ernst von Bodelschwingh. Der König hatte ihn 1852 zum Regierungspräsidenten von Arnberg ernannt. Hier entstand zwei Jahre später als Folge einer Mißernte eine Hungersnot. Ernst

von Bodelschwingh, von jeher gewohnt, mit eigenen Augen zu sehen, hatte sich selbst in das am meisten bedrohte Wittgensteiner Land aufgemacht, um in den Ortschaften und Hütten der Aermsten nach dem Rechten zu sehen und zu prüfen, wie man am besten Abhilfe schaffen könnte. In dem kleinen Städtchen Medebach durchnäßte ihn ein Regenschauer und warf ihn aufs Krankenlager. Seine Frau konnte noch kommen und die letzten Tage mit ihm verleben. Dann machte ein plötzlicher Lungenschlag seinem Leben ein Ende, kaum daß die Eltern noch Zeit hatten, voneinander Abschied zu nehmen. Zum Begräbnis kam Friedrich zu spät. Die Post nach Pommern und die Fahrt in die Heimat dauerten viel zu lange. Bei seiner Ankunft fand er den Vater nicht mehr, nur noch sein Grab.

Trotz des schweren Verlustes brachte diese Reise ihm und den Geschwistern reichen Gewinn. Sie waren alle zusammengekommen, und in diesen acht Tagen des Zusammenseins schlossen sie sich gegenseitig ihre Herzen auf wie nie zuvor. Sie entdeckten, daß sie innerlich auf dem gleichen Wege waren. Es war ihnen allen, als käme über das Grab hinweg aus der Ewigkeit der Segen des Vaters, den er ihnen im Leben nicht mehr hatte geben können.

Berufung

„Wir sollen fröhliche Lobsänger werden.“

Ehe die zarten Halmspitzen aus dem Boden sprießen, hat unter der Erde in geheimnisvoller

Verborgenheit ihr Leben angefangen, es war nur nicht zu sehen. Es ist mit dem Leben, das aus Gottes Wort und Geist kommt, nicht anders. Wenn ein Mensch sich dieses Lebens bewußt wird, muß er zu seiner eigenen Verwunderung feststellen: es hat längst angefangen. Wer es unternimmt, nachzuforschen, wann und wie es begonnen hat, der sieht sein früheres Leben in einer ganz neuen Beleuchtung, fast kennt er es selbst nicht wieder. Bisherige nebensächliche, fast vergessene oder kaum beachtete Erlebnisse enthüllen ihre tiefe Bedeutung, bisher für höchst wichtig angesehene Ereignisse verlieren ihren Sinn und werden fast bedeutungslos. Niemals aber kommen wir auch bei solchem Nachforschen bis zu den letzten Quellen. Wie der Anfang jedes Lebens, so ist auch der Anfang des Lebens aus Gott ein Geheimnis.

Ehe Friedrich von Bodelschwing das Licht der Welt erblickte, hatte Gott angefangen, sich in ihm ein Werkzeug zuzubereiten. Es ist eine Wirklichkeit um das, was man v o r g e b u r t - l i c h e E r z i e h u n g n e n n t, eigentlich auch etwas ganz Einleuchtendes. Bodelschwings Eltern hatten sich damals innerlich gänzlich von dem öden Vernunftglauben ihrer Zeit gelöst. Sie waren in den frischen Geistesfrühling hineingekommen, der hier und da in Westfalen hereinbrach. Zwar noch nicht in Tecklenburg selbst, dicht dabei aber waren in Lengerich und Ledde zwei Kanzeln, von denen hell und klar das lautere Evangelium erklang. Auf der einen stand der feurige Pastor W a l t e r und auf der ande-

ren der stillere, aber dafür tiefere Pastor S m e n d. Zu ihren Kirchenbesuchern gehörten Bodelschwings Eltern fast regelmäßig. Sie scheuten den weiten Weg von über eine Stunde nicht. Im Herzen der Mutter war um diese Zeit ein besonderes Klingen, das nicht allein von der Freude auf das erwartete Kind kam. An dem Sonntag, an dem Friedrich geboren wurde, war sie allein zu Hause. Ihr Mann war in der Kirche und ihre Leute auch. Um die Zeit des Gottesdienstes las sie eine Predigt von Hofacker und tat dann noch einmal das, was sie schon mehrmals getan hatte: sie weihte das zu erwartende Kind zum Eigentum und Dienst des Herrn. Am Abend des Sonntags hielt sie das Neugeborene in ihren Armen.

Viel später erst hat Friedrich von Bodelschwingh das erfahren. Nie hat die Mutter mit ihrem Sohn darüber gesprochen, auch dann nicht, als es sich darum handelte, für ihn einen Beruf zu erwählen und den Lebensweg zu bestimmen. Erst als Bodelschwingh selbst sich später entschlossen hatte, Missionar zu werden, gestand sie es ihm zugleich auch, daß das der heimliche Wunsch seines Vaters gewesen war, der die Erfüllung seines Wunsches mit irdischen Augen nicht mehr gesehen hat.

Heimlich und doch stark sind die Fäden, mit denen der lebendige Gott einen Menschen in seine Gewalt zieht. Was Frömmigkeit und christliches Leben ist, hatte Bodelschwingh im Elternhause in schönster Art und reichlich erfahren. In frühester Jugend, noch in Koblenz, erlebte Bo-

delschwingh eine schwere Krankheit des Vaters. Alle Kinder hatten noch zur Nachtzeit vom Vater Abschied genommen, die Aerzte hatten ihn aufgegeben, da — so hat die Mutter später erzählt — bat sie Gott um ein ganz gehorsames Herz, mit dem sie sagen könnte: „D e i n W i l l e geschehe!“ Es ward ihr geschenkt und — die Genesung des Mannes dazu. Glückstrahlend konnte sie am nächsten Morgen den Kindern sagen: „Der Vater wird wieder besser.“ Was für ein Erbteil für ein Kind, wenn es erfährt: Wir haben einen Gott, der das Gebet unserer Mutter erhört!

Die Zeit der Genesung war für die Kinder eine Freudenzeit. Sie durften an Vaters Bett sitzen. Aus einem kleinen Büchlein lehrte er sie lesen, einfache Schriftsätze, die aber wegen ihres Inhaltes bedeutungsvoll waren. Einer der Sätze lautete: „Mein Kind, Gott ist sehr gut, er hat dich sehr lieb.“ — Das hatte Bodelschwingh an der Genesung des Vaters mit allen seinen Geschwistern soeben praktisch erfahren.

Von der Mutter lernten die Kinder ihre Gebete. Auch in Berlin, wo sie als Frau des Ministers neben der häuslichen noch viele andere Pflichten hatte, versäumte sie das Gebet mit den Kindern nie, ebensowenig der Vater seine Abendandacht mit der Familie, selbst dann nicht, wenn er zu Abendgesellschaften an den königlichen Hof geladen war.

Die Konfirmandenstunden in Unna, wo Bodelschwingh, weil er älter war als die anderen Konfirmanden, allein unterrichtet wurde, hatten unverlöschlichen Eindruck auf ihn ge-

macht, mehr, so sagte er später, als die Konfirmationsfeier selbst. Was da von den Eltern ins Herz gepflanzt war, wuchs weiter.

In seiner Berliner Gymnasiastenzeit hatte Bodelschwingh einen Freund namens Bossart. Dem waren schwere Zweifel an der Güte Gottes aufgestiegen. Es handelte sich um die alte Frage: Wie verträgt sich Gottes ewiges Gericht mit seiner ewigen Gnade? Bossart vertraute sich Bodelschwingh an. Der antwortete ihm — sie standen abends unter einem klaren Sternenhimmel beisammen — wie aus einer Erleuchtung heraus: „Es ist beides unfaßlich, die Endlichkeit und die Unendlichkeit des Himmelsraumes. Wenn ich an das Ende käme, was würde ich da erblicken? So ist es mit dem Fragen nach dem ewigen Gericht und der ewigen Gnade auch; beide lassen sich nicht zu Ende denken. Es ist dem menschlichen Denken eine Grenze gesetzt, über die es nicht hinaus kann. Hier fängt der Glaube an, der, auch wenn er die letzten Tiefen nicht ergründen kann, Gott vertraut.“ — Solcher Glaube brauchte allerdings erst noch seine praktische Bewährung. Sie wurde Bodelschwingh auferlegt.

Auf Bodelschwinghs Lehrstelle in Kienitz war es mit dem christlichen Leben und dem Kirchengang schlecht bestellt. Teilweise lag es an dem dortigen Pastor. Es hatten aber die jungen Eleven dafür auch kaum Verständnis. Es geschah Bodelschwingh öfter, daß er um seines Kirchenganges willen ausgelacht wurde. Er besuchte nicht mehr sonntäglich den Gottesdienst. Von Zeit zu Zeit aber ging er doch, „aus Trotz“, wie

er später sagte; doch fühlte er wohl, so war es nicht das Rechte.

Ganz anders war es in dieser Beziehung in Gramenz, wo ein wackerer Pastor **D i e k m a n n** in einer kirchlich gesinnten Gemeinde arbeitete, und wo er mit seinem gleichgesinnten Freunde Ernst von Senfft sich gut stand. Die schwere Verantwortung für den gesamten Besitz, die großen Spannungen zwischen Pächtern und Gutsherr, und auch zwischen ihnen beiden und dem Gutsherrn selber, lagen immer wieder schwer auf ihrer Seele. So kam es vor, daß die Freunde zueinander sagten: „Wir müssen beten, sonst sind wir verloren.“

Die nachhaltige Wirkung ging von dem Tode des Vaters aus und vom Zusammensein mit den Geschwistern in der Woche nach dessen Tode. Die Schwestern werden da erzählt haben, daß sie ihre Mutter an der Leiche des Vaters antrafen mit verklärtem Gesicht und ohne Tränen. Auf die erstaunte Frage: „Mutter, du weinst ja nicht?“ kam die Antwort: „Wie soll ich weinen, da Gott ihn mir 28 Jahre lang gelassen hat und wir so unbeschreiblich glücklich miteinander gewesen sind?“ Hier erlebte er bei seiner Mutter die Kraft des Glaubens, die über Sterben und Tod hinweghilft.

In Gramenz rang er sich jetzt zu einem **p e r s ö n l i c h e n G e b e t s l e b e n** durch. Bei einem Sturz vom Pferde war Bodelschwingh wunderbarbewahrt geblieben, er hatte nur lange bewußtlos neben dem Tier, das stehengeblieben war, auf der Erde gelegen. Manches Mal in sei-

ner Bedrängnis zog es ihn an dieselbe Stelle, die ganz einsam lag. Dort schrie er um Hilfe. Die Leitung und Aufsicht über die zwölf Inspektoren, die ganze Verantwortung für den Betrieb erforderten täglich neue Kraft, und Bodelschwingh fühlte, daß er sie nicht besaß. Eine andere Hilfe leistete ihm ein alter Posthalter, Otto Mellin in Gramenz, der früher Inspektor gewesen war. Er war ein stiller, freundlicher Mann, der bei der Beförderung der Briefe Gelegenheit hatte, mit dem und jenem Freud und Leid zu besprechen. Er war eigentlich der stille Seelsorger in Gramenz und leistete den Dienst, den Pastor Diekmann in seiner herberen Art nicht leisten konnte. Auch für Bodelschwingh wurde er der Seelsorger. Manches Mal zog der alte Mellin ihn in das kleine Stübchen hinter dem Postzimmer und schlug ihm eine Bibelstelle auf, die Stärkung und Zuversicht für die besondere Lage verhiess.

Bodelschwingh spürte immer mehr, er brauchte die Stille, aber er hatte sie nicht. So war aus seiner Sehnsucht nach Stille allmählich ein Gebet um Stille geworden. Sein Gebet wurde erhört. An und für sich hätten die Sonntage auf dem Lande Gelegenheit zur Stille geboten, aber an den Nachmittagen fand sich alles zusammen bei Spiel, Scherz und Kegelschieben; davon konnte sich Bodelschwingh nicht ausschließen. Da kam ihm ein Unglücksfall zu Hilfe. Sein Pferd, das einige Tage gestanden hatte und übermütig geworden war, überschlug sich, als er aufstieg, und er kam unter das Pferd

zu liegen. Auch hier wurde er bewahrt, er trug aber eine starke Quetschung und eine Verletzung des Knochens am rechten Unterarm davon, so daß er den Arm in der Binde tragen mußte. Mit dem Kegelschieben war es vorbei. Hinfort hatte er seinen stillen Sonntagnachmittag.

Er nützte ihn aus, indem er viel im Neuen Testament las. Er hatte die Freude, daß ihm jetzt aus dem Lesen die Kraft zufließ, die er brauchte. Das Lesen im Neuen Testament wurde ihm so sehr Bedürfnis, daß er morgens eine Viertelstunde früher aufstand, um allein seine Morgengandacht zu halten. Damit war er wieder zu Hause, zurückversetzt in die Zeit, in der der heimgegangene Vater mit seiner Familie Andacht gehalten hatte. „Wo der Himmel über uns geöffnet ist, da wird die Fremde zur Heimat“, hat er später einmal gesagt. Er hatte es an sich selbst erfahren.

Die Berufung für seinen eigentlichen Beruf empfing Bodelschwingh an einem der stillen Sonntagnachmittage, wie er sie nach seinem Unfall hatte. Was für eigenartige Mittel und Wege müssen manchmal dem lebendigen Gott zum Zweck der Berufung dienen: Bei einem Aufstand in China wurde ein Chinese, der den Engländern Kundschafterdienste geleistet hatte, gefangen und hingerichtet. Um das verwaiste Kind des Kundschafters zu retten, das als Verrätersohn verloren gewesen wäre, nahmen die englischen Soldaten es mit in ihre Heimat und brachten es bei christlich gesinnten Leuten unter. Hier er-

hielt der Knabe Unterricht und wurde Christ. Es zog ihn nun mit aller Kraft zurück in sein Vaterland; er wollte um jeden Preis die Botschaft von Jesus Christus seinen Landsleuten bringen. Er meinte: „Was soll ich am Tage des Gerichts sagen, wenn meine Brüder mich fragen würden, warum ich ihnen den Weg des Heils nicht mitgeteilt hätte, obwohl ich ihn gewußt?“ Da er in dem ungewohnten Klima schnell dahinsiechte, konnte er diesen Dienst nicht ausrichten. Die Baseler Missionsgesellschaft hatte das Leben dieses Chinesenknaben, T s c h i n hieß er, um dieser Antwort willen in einem kleinen Traktat geschildert. Das war an und für sich nichts Besonderes; aber daß d i e s e r Traktat auch in die Hand des Kolporteurs kam, den der alte Herr v. Senfft angestellt hatte, und daß wiederum Bodelschwingh dieses Heft in die Hand bekam, war das Eigenartige. Bodelschwingh hatte eine Reihe solcher Traktate bei sich, um sie den fleißigen Kindern, die ihm auf den Zuckerrübenfeldern halfen, zu schenken. Gelesen hatte er keinen von ihnen, er hatte sie nur verteilt. An einem Nachmittag fielen ihm diese Traktate in die Hand, er nahm einen, um ihn zu lesen, und gerade den, in dem das Schicksal des Chinesenjungen Tschin erzählt wird. Die Frage: „Was soll ich einmal meinen Brüdern sagen, wenn sie mich fragen, warum ich ihnen den Weg des Heils nicht gezeigt habe?“ fiel tief in sein Herz. Von dem Augenblick an wußte er: Du mußt Missionar werden. — Es war das selige Wissen, das immer von oben geschenkt wird. Hier hörte Bodelschwingh den Ruf,

gegen den es nie einen Widerspruch geben darf, wenn der Mensch nicht todunglücklich werden will, den Ruf, der ihn herausriß aus dem bisherigen Leben. Aeußerlich gesehen wurde er weit zurückgeworfen; denn die Jahre der landwirtschaftlichen Lehre schienen umsonst, aber es sollte sich noch herausstellen, daß sie nicht vergeblich waren; im Gegenteil, das bisher gelebte Leben war die geeignetste Vorbereitung für den besonderen Dienst, an den Bodelschwingh noch gestellt wurde.

Keinem Menschen vertraute Bodelschwingh sein Geheimnis an, er wartete noch. Da kam der Ruf zum zweiten Male. Auf einem Ritt ins Nachbardorf, wo er Arbeiter für die Ernte anzuwerben hatte, kam er durch das Städtchen Bublitz. In der Kirche feierte man Missionfest. Er band sein Pferd an den Baum und trat ein. Er hörte schnell heraus, daß der Missionar über den Text predigte: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter.“ Am Schluß seiner Predigt fragte der Missionar in die Gemeinde hinein, ob denn nicht einer da wäre, der zu solchem Dienst im Weinberge des Herrn Lust hätte. Da wußte Bodelschwingh: Jetzt bist du ein zweites Mal gefragt, und sein Herz gab laut die Antwort: „Ja, ja, ich will gern kommen.“

Als das Einbringen der Ernte beendet war, packte er noch in der Nacht des 11. Oktober 1852 seine Sachen und reiste nach Hause. Beim Einpacken schlug er den alten Bogatzky auf, das Andachtsbuch seiner Eltern, und fand für diesen

Tag das Wort: Apostelgeschichte 26, 17—18:
„Ich will dich erretten von dem Volk und von
den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende.“
Diese Verheißung war ihm wie eine Antwort
Gottes auf sein „Ja“ und machte ihn fröhlich.

Zubereitung

„Ist man ein Freiwilliger des Herrn
geworden, dann hört das Schwanken
auf dem Wege auf.“

Wenn ein Mensch in schlichtem Gehorsam zu
dem ihm von Gott gewiesenen Wege ein „Ja“
gesagt hat, dann macht er die Erfahrung, daß er
seine Lebensführung aus der Hand gegeben
und ein Größerer sie in die Hand genommen
hat. Zwar geht es durchaus nicht so in allen Din-
gen, wie man es sich ausgemalt und gedacht hat;
der Weg ist viel reicher und herrlicher. Missio-
nar ist Bodelschwingh nicht geworden, Gott hat
ihn in eine andere Arbeit gestellt und ihn in
einer eigenartigen Weise für diese Arbeit aus-
gerüstet. Bodelschwingh ist diesen anderen Weg
auch im Gehorsam gegangen und hat dann sogar
noch die Erfüllung seines Herzenswunsches er-
leben dürfen. Es wurde ihm nicht nur, wie einem
Missionar, eine Missionsstation anvertraut, son-
dern ein ganzes Missionsfeld.

Der Traktat über den Chinesenjungen Tschin,
der Domprediger Hofmann, ein früherer Mis-
sionsinspektor der Baseler Mission und Bodel-
schwingshs eigene Neigung führten ihn zum Stu-
dium der Theologie nach Basel. In der Univer-
sität, noch mehr aber im Missionshaus, wo er

am Unterricht der Missionszöglinge teilnahm, fühlte er sich schnell heimisch. Er wurde immer wieder so geführt, daß er in den Kreis von Männern kam, die auf dem Grunde des ganzen Evangeliums standen. In Basel wirkte damals der Professor A u b e r l e n. Er war von einigen frommen Männern nach Basel gerufen worden, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, aus eigenen Mitteln dafür zu sorgen, daß ein Mann an der Universität war, der das ganze Wort der Bibel stehenließ. Von dieser Baseler Zeit schreibt Bodelschwingh selbst, daß er am Abend oft vor lauter Freude über alles Erlebte nicht einschlafen konnte.

Gleich am ersten Tage seines Baseler Aufenthaltes schaute Bodelschwingh hinein in die verborgenen Kraftquellen der Mission, wie sie zu vielen Tausenden im stillen fließen, oft da, wo niemand sie vermutet. Seine Wirtinnen hatten ein Mädchen aus Württemberg, die auch Bodelschwinghs Zimmer besorgte. Sie hatte einen Missionar zum Schwager und erfuhr von ihm alle Ereignisse von dessen Missionsstation. Sie trug alles mit, und wenn einmal Trauriges geschehen war, dann machte sie sich selbst Vorwürfe, daß sie nicht treu gewesen sei im Wachen und Beten.

Im B a s e l e r M i s s i o n s h a u s lernte Bodelschwingh einen jungen Kandidaten Haug kennen, der fast blind gewesen war. Als er eines Tages mit ihm spazierenging, sagte der Kandidat plötzlich: „Heute vor vier Jahren habe ich mein Augenlicht wiederbekommen, auf das

Gebet des alten Pfarrers Blumhardt." So wurde Bodelschwingh mit Blumhardt bekannt und hörte, daß Gott auf solche Weise noch heute sich als der Lebendige und Allmächtige bezeugt. Trotzdem spürte Bodelschwingh, als er nach eineinhalb Jahren in Stuttgart und ganz in der Nähe von Bad Boll war, kein Verlangen, Blumhardt aufzusuchen. Ein Regenschauer zwang ihn aber, unterwegs Zuflucht zu suchen, und so kam er doch nach Bad Boll und zu Blumhardt. Dieser nahm sich Bodelschwinghs, der ganz durchnäßt war, auf das freundlichste an. Es dauerte nicht lange, da schüttete Bodelschwingh ihm sein ganzes Herz aus, und bis an ihr Lebensende sind beide miteinander gute Freunde geblieben. Es ist eben Gottes Art, dafür zu sorgen, daß seine Kinder nicht in der Vereinzelnung bleiben, sondern zu gegenseitigem Gewinn immer zueinander geführt werden.

Neben dem Besuch der Vorlesungen suchte Bodelschwingh den Verkehr mit seinen Lehrern, besprach sich mit ihnen und legte das Besprochene schriftlich nieder. Auf diese Weise blickte er mehr als andere hinein in die Welt der Wissenschaft und des Glaubenslebens anderer und lernte auch hier Entscheidendes.

Daneben hatte er einen feinen Blick für seine Umgebung. Er lernte einen 15jährigen Pfarrerssohn kennen, dessen Vater eine blühende Gemeinde hatte; der Sohn selbst aber ging andere Wege. Aller Zwang von seiten des Vaters half nichts. Die Art, wie er seinem Sohn alles untersagte, was nach seiner Meinung mit einem

christlichen Leben nicht vereinbar war, stieß Bodelschwingh ab. Sein Versuch zu helfen mißlang. Aus Haß und Trotz wurde der junge Mann später Mohammedaner. Dieses Erlebnis blieb Bodelschwingh unvergeßlich. Niemals hat er später in seinem Leben seine eigene Art anderen aufgezwungen. Er lernte: Zwang richtet Zorn an, aber Freiwilligkeit macht fröhliche Leute. Christliches Leben läßt sich nicht aufpressen. Darin liegt ein Stück Unglauben; man hat das Zutrauen zum Worte Gottes nicht, daß es seinen Weg macht, wenn es nur gesagt ist.

Wie es damals in seinem Herzen aussah, läßt der Text seiner ersten öffentlichen Predigt vermuten, die er am Karfreitag in der Elisabethkirche zu Basel hielt. Es war Jesaja 53, 11—12. Sie war wie ein Auftakt für seine Lebensarbeit, in Wort und Tat den zu verkünden, der gerecht macht und uns Menschen mit Gott wieder in Ordnung bringt.

Fast wäre er schon damals, nach einem kurzen Studium in Basel, in die Mission gegangen. Er lernte den alten Buchhändler Spittler kennen, in dessen Verlag der Traktat vom Chinesenjungen Tschin erschienen war. Dieser Mann hatte fast alle Anstalten der christlichen Liebestätigkeit in und um Basel ins Leben gerufen. Er stand auf dem Standpunkt des alten Missionars G o ß n e r , der seine Missionare ohne großes Studium als Handwerker hinaus-schickte und sie anwies, draußen ihr Brot selbst zu verdienen. Er wollte Bodelschwingh durchaus für die Mission in Abessinien gewinnen. Mis-

sionsinspektor J o s e n h a n s jedoch hielt es für richtiger, seinen Missionaren eine gediegene Ausbildung zu geben und auch ein auskömmliches Gehalt, damit sie draußen ihre ganze Kraft der Wortverkündigung widmen könnten. Um Bodelschwings willen kamen die beiden fast aneinander. Bodelschwingh entschied sich dafür, sein Studium zu beenden. Für seine eigene spätere Missionsarbeit waren ihm diese verschiedenen Anschauungen, die er miteinander vereint hat, eine wichtige Lehre.

In Erlangen und Berlin beendete er sein Studium. In Berlin verwirklichte er noch seine Absicht, sich für den Missionsdienst ärztliche Kenntnisse zu verschaffen. Er wurde in dem Regiment, wo er früher gedient hatte, Lazarettgehilfe, lernte Verbände anlegen und Medizin zubereiten.

Der Weg zum Lazarett führte ihn mit einem früheren Schulkameraden Blankenburg zusammen, der Not litt. Bodelschwingh nahm ihn bei sich auf, mußte aber bald spüren, daß er sich einen Tyrannen aufgeladen hatte; doch diese Last ward ihm zum Gewinn. Blankenburg merkte, daß Bodelschwingh viel zu wenig auf das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Kirchenliedern gegeben hatte, und zwang ihn, ganze Stücke des Neuen Testaments auswendig zu lernen. Er überhörte ihn dann. — Das 1. theologische Examen machte Bodelschwingh in Münster. Nun war der Weg zu den Heiden offen. Doch zuletzt war ihm bei dem vielen Lernen die rechte Freudigkeit zur Predigt abhanden gekom-

men, weil er an den Grundwahrheiten der christlichen Lehre fast irre geworden war — und er wollte doch vor sich selbst ehrlich bleiben.

Er sah es darum als gnädige Führung an, als ihm ein Pastor Meyer, der in Paris den Deutschen das Evangelium verkündigte, vorschlug, er solle nach Paris kommen und ihm dort helfen. Es käme vor allem darauf an, „armen Kindern“ zu predigen. Das wollte Bodelschwingh gern wagen. „Wenn es mir gelingt“, so dachte er, „den Kindern zu predigen, dann werde ich es wohl auch bei den Erwachsenen können.“ Paris beherbergte vor dem Kriege 1870/71 über 60 000 Deutsche, meist aus dem Süden unseres Vaterlandes. Sie wollten sich in Paris soviel Geld verdienen, daß sie sich später in ihrer Heimat ein kleines Stückchen Land kaufen und ein Häuschen darauf bauen könnten. Viele kamen und viele verdarben. Die Arbeit war schwer und groß. Im Norden von Paris, wo viele aus der Innenstadt Hinausgedrängte sich angesiedelt hatten, war nichts von Kirche zu spüren: keine Gemeinde, keine Schule, kein Pfarrhaus, kein Saal, erst recht keine Kirche und schon lange kein Verkünder des Wortes Gottes. Als Bodelschwingh ankam, war er erschrocken über das Leben, die glänzenden Lichter auf den Straßen, die Menschenmengen, es machte ihn alles ganz wirr: Wie sollst du hier das Kreuz Christi predigen? In Paris erlebte Bodelschwingh die alte Wahrheit, daß der Herr sich zu den Demütigen bekennt und seine Verheißungen wahr macht.

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, das erlebte er buchstäblich. Auf der Straße traf er eines Tages zwei kleine Mädchen, die — er sah das ihrer Tracht an — aus dem Hessenlande stammten. Mit ihnen suchte er deren Eltern auf und hatte die Freude, daß sie ihm ihre Kinder für den Unterricht anvertrauten. „Es war ein feierlicher Augenblick“, erzählte Bodelschwingh später, „als sie kamen.“ Er hatte in seiner Stube ein Bild des Gekreuzigten, das stellte er vor die Kinder und erzählte. Sie hatten nie etwas davon gehört. Pädagogisch gesehen war dieser Anfang etwas Unmögliches; aber das eine der beiden Mädchen war so ergriffen, daß ihm die Tränen rannen. Das ließ Bodelschwingh innerlich jubeln. Da ward ihm klar: „Wenn mich die Kinder verstehen, dann kann ich auch anderen predigen.“ Er ist von da an nie wieder in seinem Glauben wankend geworden. Er hielt sich an das Kreuz, und der Gekreuzigte hielt ihn.

Es war wie eine Bestätigung Gottes für Bodelschwingh, daß er ihm den wunderbaren Anfang in Paris segnete. Aus den zwei Kindern wurden mehr. Aus allen Vorstädten, manchmal fast zwei Stunden weit, kamen sie, so daß seine kleinen Zimmer die Zahl nicht mehr faßten. Er schreibt: „Es wurde mir zur lebendigen Auslegung und Erfüllung der Verheißung des Herrn: Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ Bodelschwingh fand Eingang in die *K r a n k e n h ä u s e r*, wo Deutsche zwischen Franzosen lagen, die meist katholisch wa-

ren. Schon ein Wort in der Muttersprache öffnete ihm ihre Herzen, und mancher unter ihnen gewann sofort Vertrauen. Mancher ging nach seiner Genesung in die Heimat, andere verfielen wieder ihrem alten, bösen Leben. Mancher aber, der in Schuld und in der Verachtung Gottes gelebt hatte und auch um alles irdische Glück gekommen war, schloß in Frieden mit seinem Gott seine Augen.

Bodelschwingh erlebte, wie Gott eine Gemeinde werden läßt; aus den zwei Kindern wurden in sechs Jahren zwei Gemeinden: La Vilette und Batignolles. Auch hier hat er rückwärtsschauend sagen müssen: „Ich weiß nicht, wie es geworden ist“. Er hat nichts gemacht, hat nur immer die nächstliegende Aufgabe tapfer und treu angegriffen. — So ist immer der Weg, den Gott jeden Christenmenschen führen will: nur die in den Weg gelegte Aufgabe mutig und im Glauben angreifen, alles übrige ist Gottes Sache.

Bodelschwingh erlebte auch, daß Gott dem Menschen, der eine Arbeit nicht mehr allein bewältigen kann, zur rechten Zeit die geeigneten Mitarbeiter und Freunde schenkt. Einer war ein alter Schäfer, Blank mit Namen, der litt an der Wassersucht und war immer krank, so daß er seine Hütte — so konnte man seine Behausung nur nennen — nicht mehr verlassen konnte. Er hatte allen Glauben verloren; aber ein Weih- nachtsbaum, den Bodelschwingh mit seinen Kindern ihm gebracht hatte, brachte die versunkenen Glocken seines Gemütes wieder zum Klin-

gen. Er wurde ein glaubensstarker Mann. Von diesem Krankenlager ging in die ganze Gemeinde hinein ein Strom von Segen. Gott tut oft durch die s c h w ä c h s t e n seiner Kinder die g r ö ß t e n Taten.

Auf einem Kirchentag in Hamburg berichtete Bodelschwingh von seiner Arbeit in Paris. Dort gewann er einen jungen Lehrer Witt, der zunächst allein und später mit seiner jungen Frau den Unterricht der Kinder übernahm. Mittel für seine Arbeit erbat sich Bodelschwingh durch seine Arbeitsberichte, die in Kirchenblättern veröffentlicht wurden. V o l k e n i n g in Jöllenebeck, einer der Erweckungsprediger im Ravensberger Land, schickte die Kosten für die kleine Blockhauskapelle, 800 Taler, in einer Summe. Außerdem sammelten noch Klein-Schlatter in Barmen, Sengelmann in Hamburg und auch Ludwig Harms in Hermannsburg für seine Arbeit. Den Freundeskreis, der ihm die Mittel für sein Werk gab, besuchte Bodelschwingh treulich; denn sie trugen seine Arbeit. Er fühlte sich verpflichtet, sie zu besuchen und persönlich zu berichten. Er machte dabei die Erfahrung, wie die Mitfreude der Geber ihre Herzen williger machte und der Segen seiner Arbeit draußen wieder in die Herzen der Geber zurückfloß; sie bekamen immer mehr zurück, als sie gaben. War er einmal Gottes Bote für die Auslandsdeutschen, so war er umgekehrt auch der Bote der Auslandsdeutschen an die Heimat, der von den Taten Gottes im fremden Lande erzählte und so durch das Gotteswort die Herzen draußen und daheim

aneinanderband. So wurde über die Landesgrenze hinweg *Gemeinschaft der Heiligen*.

Auf einer Besuchsreise 1861 gewann Bodelschwingh die Gefährtin seines Lebens. Er hatte innerlich längst gewählt: die Erwählte war seine Base, *Ida von Bodelschwingh*, die zweite Tochter des Finanzministers Karl von Bodelschwingh. Sie war die Frau, die er brauchte, einfach und sparsam, von tiefer und heiterer Frömmigkeit, mit einem feinen und scharfen Blick für das Wesentliche. Sie war bereit, mit ihrem Mann den schweren Dienst in Paris zu tun. Als Volkening ihre Ehe einsegnete, sagte er zu der jungen Frau: „Sie gehen unter die Löwen und Bären.“

Nun hatte Bodelschwingh in Paris seine Heimat. Kirche und Schule, die bisher nur Blockhäuser waren, wurden aus Stein errichtet. Aus dem verkauften Schmuck der jungen Frau erhielt die Kirche eine Orgel; die alte Blockhauschule und -kirche wurde Kleinkinderschule. Die Gemeinde in Paris hatte auch das Grundstück kaufen können, auf dem diese Gebäude standen; jetzt hatte sie dort äußerlich und innerlich ein Zuhause.

Das Haus des jungen Paares war kein stilles Haus. Es gehörte zur Zurüstung Bodelschwinghs, daß er immer wieder an neue Menschen mit neuer Not kam. Oben, in dem Giebelstübchen über seiner Wohnung, fanden sich heimatlose Durchwanderer und Reisende ein, manchmal von recht zweifelhafter Art. Sie wurden beherr-

bergt, unterstützt, verpflegt, beraten. Es fehlte nicht an Enttäuschungen; beide Bodelschwings wurden belogen, betrogen, bestohlen, aber — sie gaben die Arbeit nicht auf. Das ist die Gnade Gottes, daß er den Menschen, die in der Liebe Christi arbeiten, immer wieder die nötige Spannkraft und den erforderlichen Mut gibt, die Hände von neuem ans Werk zu legen und sich durch keine, auch noch so schwere Enttäuschung von dem gewiesenen Wege abbringen zu lassen.

Dem Aufenthalt in Paris machte eine Erkrankung der Frau Pastorin ein Ende. Nach der Geburt ihres ersten Kindes wurde sie schwermütig; sie mußte in die Heimat. So kam das Leid an Bodelschwingh. Es hat seine Arbeit nur geläutert. Das Leid kam ein zweites Mal: Sein Bruder Ernst, mit dem er innerlich im Glauben stets verbunden gewesen war, starb ganz plötzlich an einem Hitzschlag. Bodelschwingh schrieb seiner Frau: „Solch einen Bruder darf man getrost in die Ewigkeit ziehen lassen.“

Schwere Wege

„Leid und Loben kann miteinander stehen, wenn beides zum Gebet wird.“

Was Bodelschwingh von der Rückkehr in die Heimat erhoffte, geschah: Seine Frau lebte in der Stille der Gemeinde D e l l w i g, wo er neben dem glaubensstarken Pastor P h i l i p p s wirkte, wieder auf. Ihre Schwermut schwand. Auch für Bodelschwingh selber war die Stille nach der harten, unruhigen und rastlosen Zeit der Arbeit in Paris segensreich. Hatte er doch oft genug, um

nur Ruhe zum Ueberlegen seiner Predigt zu haben, aus seiner Wohnung hinaus in die unruhigen Straßen von Paris flüchten müssen. Zwar war das Pfarrhaus in Dellwig das alte Witwenhaus und wohl das schlechteste in der ganzen Grafschaft Mark, aber der Verkehr mit den Freunden und Mitarbeitern, der Besuch der Mutter, die mit der Schwester oft von Velmede herüberkam, und vor allen Dingen der Sonnenschein, den die Kinder ins Haus brachten, halfen über alles hinweg. Zu dem einen Ernst waren noch drei Kinder gekommen: Elisabeth, Friedrich und Karl.

Es war nicht leicht für den neuen Pastor, sich die Herzen der Gemeinde zu gewinnen. Zwar hatte einer, als er seine Probepredigt hielt, gesagt: „Wenn wir den doch bekämen, den muß man ja liebhaben, wenn man ihn nur ansieht, ehe er ein Wort sagt“, aber das war nur eine Stimme. Jedoch gelang es ihm im Laufe der Zeit. Zu solchem Ziel ging er den untersten Weg, der ist immer der sicherste. Er diente, wo er konnte. Die kleinen Hilfen und die kleinen Freundlichkeiten waren es, die seine Liebe zu den Gemeindegliedern offenbar machten. Es sprach sich bald herum, wie er hier einer alten Frau das Holzbündel getragen und ein anderes Mal einem anderen einen Sack abgenommen hatte. Sie sahen, der Pastor liebt nicht bloß mit dem Wort, sondern mit der Tat.

Als sich zwei Bauern einmal um einen Baum stritten, der auf der Grenze stand, und jeder ihn für sich beanspruchte, beendete Bodelschwingh

den Streit damit, daß er sich von jedem den Baum schenken ließ; er verwandte ihn dann zum Bau der Kirche. Er war nicht zu stolz zum Bitten. Er konnte herzbeweglich bitten; denn wer beten kann, der kann auch Menschen bitten. Als er in Dellwig die Kirche umbaute und erweiterte, bat er die Bauern, doch die Steine freiwillig und kostenlos zu fahren. Mancher hatte sich vorgenommen: „Wenn er kommt, schlägst du es ihm ab“; aber wenn er vor ihnen stand und sie bat, dann erfüllten sie ihm seine Bitte doch.

Wie stark trotz der emsigen Arbeit des alten Pastors Philipps und der Liebesglut Bodelschwings der innere Widerstand der Gemeinde war, der sich nicht von Gottes Wort überwinden ließ, zeigte der Wahlkampf, der nach dem Tode des Pastors Philipps entbrannte. Es standen in der Gemeinde zwei Parteien gegeneinander. Länger als ein Jahr ging dieser Sturm durch die Gemeinde, in dem Bodelschwingh nicht nur die doppelte Last der Arbeit, sondern auch viele Beschimpfungen mancher Gemeindeglieder zu tragen hatte. Kaum war diese schwere Zeit vorbei, da verschwand der Sonnenschein aus dem Pfarrhaus, um das Elternpaar wurde es dunkle Nacht. Innerhalb von zwölf Tagen verloren die Eltern ihre vier blühenden Kinder. Die schwerste Schule, die des Leides, hatte angefangen.

Daß auch sie, ja gerade sie, für die beiden Eltern ihren Segen in sich barg, hörten wir von Bodelschwingh selbst in dem Bericht, der schon Tausende getröstet und aufgerichtet hat: „Vom Leben und Sterben vier seliger Kinder“:

„Der Arzt stellte fest, daß bei Ernst eine Lungenentzündung hinzugetreten und sein Zustand recht bedenklich sei. Die drei jüngeren Kinder waren inzwischen ebenfalls erkrankt, auch ihr fröhlicher Jubel verstummte schnell, und es zeigte sich, daß bei ihnen der Stickhusten denselben bösartigen Charakter annahm, indem heftige Fieber hinzutraten und die Lungen angegriffen wurden.

Unser lieber dreijähriger Friedrich, der mit seinem treuherzigen Wesen und mit seinen tiefdunklen, fast schwermütigen Augen sich in aller Herzen stahl, und der mit der ihm eigenen großen Entschiedenheit sich längst entschlossen hatte, er wolle Pastor werden, um Papa zu helfen, machte den Vorgang unter der heimziehenden Schar. Ich werde es nie vergessen, mit welchen treuen Augen er in seinen gesunden Tagen an des Vaters Lippen hing, um als der erste bei der Morgenandacht mit kräftiger Stimme sein Vaterunser anzustimmen.

Gar bescheiden und still ging das liebe Kind in seinen Tod. Ein Schlückchen Wasser, das war fast seine einzige Bitte, die er in den letzten Tagen vorbrachte; freilich zuletzt fast jede Minute, denn sein Durst war sehr groß. Er behielt seine Besinnung bis ans Ende. Wie versuchte die Mutter, ihm noch die erkalteten Händchen und Füßchen zu erwärmen, in der Hoffnung, es sei nur ein Krampf — eine Krisis! Wir beide waren allein an seinem Bettchen. Plötzlich hebt er seine Augen auf gen Himmel, sie werden leuchtend, wirklich himmlisch schön. Was siehst du,

Friedemännchen?, fragte die Mutter. Keine Antwort. Da brechen die Augen, und wir nehmen schon Abschied. Doch nein, noch einmal schlägt er sie freundlich hell auf und bittet: Mama, Schoß! Die Mutter nimmt ihn auf den Schoß, und die Tränen fließen ihr über die Wangen. Das sieht der Kleine noch und hebt seine Händchen auf, um der Mutter, wie er so oft getan, die Tränen abzuwischen. Es ist sein letzter Liebesdienst. Das kleine Haupt fällt vornüber, und noch keine Viertelstunde ist vergangen, da sind die letzten schweren Atemzüge getan.

Die Heimat, in die der kleine Pilgrim eingezogen, war mit ihrem Frieden auch uns nicht fern. Ich faltete ihm die lieben kleinen Hände, und die Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen und ihm selbst das Sterbehemdchen anzuziehen.

Ebenso lieblich war Elisabeths Heimgang. Diese liebe einzige fünfjährige Tochter, ein Bild strahlender Freude und Gesundheit, hatte ein gar sorgsames, williges Gemüt. Der Mutter an den Augen hängend, suchte sie ihr bereits mit tausend kleinen Liebesdiensten an die Hand zu gehen in unermüdlicher Geschäftigkeit. Rührend, ja erbaulich war die Freundlichkeit und Herzensstille des lieben Kindes bis zu ihrer Todesstunde. Kein Klage-ton kam über ihre Lippen. Wenn es ihr in ihrer Atemnot schwer wurde, so redete sie sich selbst zu: So, so, nun ist's gut. Als in den letzten Tagen ihr Stimmchen zu einem kaum hörbaren Lispeln zusammengebrochen war, lag sie dennoch mit demselben freundlichen

Gesichte da und versicherte, sooft man sie fragte, wie es ihr gehe: Gut! Ja, als sie nicht mehr sprechen konnte, nickte sie dem Fragenden diese Antwort noch zu.

Es war in der Nacht vom 19. zum 20., daß ich, an Ernstchens Bett wachend, meine Frau rufen ließ, weil ich glaubte, sein Todeskampf sei angebrochen, wie es der Arzt bei jedem schweren Hustenanfall erwartete. Statt seiner fährt plötzlich Elisabethchen aus einem leichten Schlummer, dem ersten seit drei Tagen, auf, versucht zu husten, es gelingt nicht mehr, und augenblicklich bricht sie zusammen, die Augen richten sich hellleuchtend himmelwärts, und der Todeskampf ist da. In diesem Zustand, mitunter leise schlummernd, aber mit glänzendem Angesicht, die Augen voll Klarheit der zukünftigen Welt unverwandt gen Himmel gerichtet, aber für diese Welt ganz abgestorben, blieb sie bis fünf Uhr morgens, wo sie auf des Vaters Schoß die letzten bangen Atemzüge aushauchte. Schöner als sie je im Leben gewesen, und wie plötzlich gereift zu einer Jungfrau, als eine rechte Braut Christi, lag die liebe Tochter in ihrem Todeschrein.

Als nun auch Elisabeth abgerufen war und ihre Leiche vor dem Wege zum Grabe auf Ernsts Verlangen noch an sein Bettchen getragen wurde und er ihr, selbst zum Tode matt, das letzte Lebewohl gesagt hatte, da wurde sein Heimweh immer größer. Zwar willigte er wohl noch ein, daß er bleiben wolle, als die Mutter ihm vorstellte, daß der Vater doch an ihm einen Gehil-

fen haben müßte, wenn er alt würde, und daß der kleine Karl ja doch sonst ganz allein spielen müßte. Als aber nun vollends am nächsten Sonntagabend auch unser kleiner Karl, der mit rührender Stille seit vierzehn Tagen gekämpft hatte, ohne einen Klage-ton von sich zu geben, sein freundliches kleines Haupt in den Tod neigte und ich mir von Ernstchen, der mich in den letzten Tagen nur ungern von seinem Bette ließ, Urlaub ausbat, bis Karlchen im Himmel sei, da rief er mit lauter Stimme und mit dem Ausdruck tiefer Sehnsucht: Ich will auch mit, Papa! Wohin denn? Zu Friedemännchen und Elisabeth, lautete die Antwort.

Und die ersehnte Stunde kam ja auch endlich für ihn, den allein übriggebliebenen kleinen Leidträger. Die großen Schmerzen hatten ihn in den letzten drei Tagen verlassen, und er konnte mitunter stundenlang still schlummern. Nur einigemal noch faltete er am letzten Tage still seine Hände, doch so, daß es seine Eltern nicht sahen, und betete: Ach, lieber Gott, hilf mir doch! Gegen vier Uhr am Montagnachmittag hatte ich ihn auf seine Bitte in ein ganz neues Bettchen gelegt, das die Großmutter ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, das aber jetzt eben erst eingetroffen war. Das neue Bettchen war ihm ein besonderer Gegenstand der Sehnsucht gewesen. Allein auch das neue Bett konnte ihm die Ruhe nicht geben, nach der er sich sehnte.

Die glückliche Stunde war da, wo er in seines Hirten Arm und Schoß gebettet werden sollte.

Wir legten abwechselnd das Haupt auf das Kissen des sterbenden Kindes, während ein lieber Hausgenosse uns mit kurzen Unterbrechungen die schönsten Lieder aus dem Gesangbuch und die köstlichsten Trostworte aus der Heiligen Schrift vorlas. Ich kann es nicht aussprechen, wie sehr uns diese letzten bangen Stunden durch die wunderbare Kraft des Wortes Gottes abgekürzt und erleichtert wurden. Er hatte gerade Offb. Joh. 7 zu Ende gelesen, da war's vollbracht, und wir durften dem letzten geliebten Kinde die brechenden Augen zudrücken. Es war elf Uhr nachts am 25. Januar.

Drei Tage danach standen zwei Särge nebeneinander an der Stelle, wo die beiden ersten gestanden hatten, mitten im Winter über und über mit grünen Kränzen behangen, aus der Ferne und Nähe von liebenden Händen gespendet. Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär in dir! Mein sehnd Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir! — wurde angestimmt und klang uns tiefer aus dem Herzen als wohl je bisher. Und: ‚Selig sind, die nicht sehen und doch glauben‘, dies von Pastor von Velsen mit wärmster Liebe uns ins Herz geworfene Wort mußte fester als je von uns ergriffen und zu dem letzten Wege zum Friedhof mit den beiden letzten Kindern festgehalten werden.“

„Damals“, so sagte Bodelschwingh später einem trauernden Vater, „als unsere vier Kin-

der gestorben waren, merkte ich erst, wie hart Gott gegen Menschen sein kann, und darüber bin ich barmherzig geworden gegen andere.“

Samariterdienst

„Ein Körnlein Liebe ist mehr wert als ein ganzer Sack voll Gold.“

Die Arbeit in B e t h e l wurde Bodelschwings eigentliches Lebenswerk. Als ihm der Dienst an den Epileptischen — es waren nur wenige Kranke in dem kleinen Haus Ebenezer bei Bielefeld — angeboten wurde, nahm er ihn an. Für den natürlichen Menschen sah es wie ein Abstieg aus: Bodelschwingh, der Ministersohn, der nach seiner Begabung und nach seiner Arbeit in Paris einen ganz anderen Platz ausfüllen konnte, geht an diese kleine Arbeit. Der Mensch aber, der vor dem Auferstandenen lebt, hat ein feines Gehör. Er hört, ob die Stimme, die ruft, wirklich die Stimme des Herrn oder eines anderen ist. Bodelschwingh fühlte sich dorthin gerufen und am rechten Platz.

Der barmherzige Samariter der Welt, unser Herr Christus, war immer da zu finden, wo Menschen in Schuld, Not und Krankheit, ja in Tod versanken. Er lebte in der Gemeinschaft der von der Sünde Gezeichneten und der von der Gesellschaft Ausgestoßenen. Gerade das reizte den Widerspruch der Frommen seiner Zeit. Ja, wenn er zu i h n e n gekommen wäre! Sie ahnten nicht, daß ihre Frömmigkeit eine selbstgemachte war und der Gott, auf den sie sich beriefen, auch die

anderen liebte, die sie ausstießen. Gerade darum mußte Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter sie so tief treffen. Darum bestanden die Taten der Liebe Jesu immer darin, daß er den Ausgestoßenen auf jede nur mögliche Weise den Glauben wiederzugeben suchte: Gott hat auch dich lieb. Welche Kraft Christus — und nicht nur damals bei seinen Lebzeiten, sondern zu jeder Zeit als der Auferstandene — von oben her vermittelt, das hatte Bodelschwingh in seiner bisherigen Arbeit und besonders durch das selige Sterben seiner vier Kinder erfahren. Für ihn war die Ewigkeit in die Zeit eingebrochen, und Christus ging als der Lebendige, wenn auch Unsichtbare, durchs Land, um dieselben Taten zu tun, die er damals getan hatte — ja noch größere hatte er ja seinen Jüngern verheißen. Aus diesem Glauben nahm Bodelschwinghs Glut der Liebe ihre Kraft, hier liegen die Quellen seines Lebens. So war er für den Dienst an den Epileptischen äußerlich und innerlich bestens ausgerüstet; wollte man eine Ausbildung ausdenken, man könnte gar keine bessere und geeignetere finden als die, die er in seiner Lebensführung gehabt hat, wenn auch er, der spätere Ehrendoktor der Theologie, nie Zeit gehabt hat, das 2. theologische Examen zu machen.

Die natürlichen Gaben, die ein Mensch hat, werden in einem rechten Christenleben geheiligt und im Dienst der Liebe verklärt. Schon als Knabe war Bodelschwingh in Berlin mehrfach mit einem Kandidaten, der seinen Bruder unter-

richtete, zu armen Leuten in die Häuser gekommen. Er sah dort alle Engigkeit und Armut, und ihm fiel der Unterschied zwischen den engen Wohnungen und den großen Räumen zu Hause auf. Als er einmal bei einem dienstlichen Empfang, den der Minister zu geben hatte, die festlich geschmückte Tafel sah und etwas von den Herrlichkeiten, die daraufstanden, fing er an zu weinen, weil er daran dachte, daß die Armen, die er soeben besucht hatte, nicht einmal das Nötigste hätten, und hier war alles im Ueberfluß. Damals hatte seine Mutter ihn kaum beruhigen können.

Bei seinem Inspektordienst in Gramenz hatte Bodelschwingh die Hütten und die Lebensart der Tagelöhner kennengelernt und auch hier schon zu helfen versucht, so gut er das vermochte. Er besaß die natürliche Art und die praktische Gabe, das Notwendige zu erkennen, und die Ausdauer, eine angefangene Sache weiterzuführen. Manches Lehrgeld hat er — wie alle seine Vorgänger und Nachfolger — dabei zahlen müssen.

In den Jahren nach seinem Studium war Bodelschwingh mit der Gabe beschenkt worden, die Paulus als die köstlichste der Geistesgaben hinstellt, die der himmlische Vater zu vergeben hat: Bodelschwingh hatte das Liebhaben gelernt, das Liebhaben um Jesu willen. Wer sich dessen bewußt geworden ist, daß er selber von der Barmherzigkeit Gottes lebt und nur von ihm alle Tage Vergebung der Sünde und neue

K r a f t erhält, kennt den Jungbrunnen, aus dem die Glut der Liebe immer neu quillt. Der — aber auch n u r der — hat auch die r e c h t e innere Haltung zu den anderen Menschen — auch zu ihrer Sünde! Nur wer wirklich glaubt, daß er selbst erlöst ist und auch die andern Menschen durch Christus erlöst sind, der weiß um den Wert, den jeder andere Mensch vor Gott hat, sei er, wer er wolle. Von dieser Erlösung und dieser Freiheit, zu der Christus uns befreit hat, den Menschen etwas zu sagen, das hat Bodelschwingh als seine Aufgabe erkannt, und zwar gerade an der Stelle des Lebens, wo das größte Elend erkennbar wird. Das wurde seine Lebenslösung, die er so oft unter sein Bild schrieb: „Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde!“

Die Not der Epileptischen war eine Not, um die sich, von ganz geringen Anfängen abgesehen, bisher niemand recht gekümmert hatte; dabei gab es von diesen Tausende. Durch ihr Leiden sind sie ausgestoßen aus der Gesellschaft. Von klein auf sind sie Sonderlinge unter den Geschwistern, Hemmnisse in der Schule, untauglich für ein Handwerk, weil niemand sie nimmt, anderen Menschen anstößig oder zum mindesten auffällig. So kommt in ihr Leben hinein ganz von selbst eine große innere Vereinsamung, das Gefühl, ausgestoßen oder mindestens überflüssig zu sein. Eine innere Verbitterung, ja eine Entwicklung zur Bosheit ist leicht die Folge. Sie sind sich selber und ihren

Mitmenschen eine Last, ohne Hoffnung für die Zukunft, in ihrem Herzen verzweifelt. Jedesmal kommt bei einem Anfall, und es sind manchmal bis 30, 40 an einem Tage, ein markerschütternder Schrei, der den Anfall begleitet, aus ihrem Munde. Als Bodelschwingh dies erste kleine Haus „Ebenezer“ übernahm, sah er hinter diesen wenigen Kranken die Tausende und hörte ihren Hilferuf.

Menschlich gesehen war jeder Versuch der Hilfe an diesen Kranken ein hoffnungsloses Unternehmen. Die Epilepsie ist trotz aller Forschungen bis heute eine Krankheit, hinter deren Geheimnisse man noch nicht gekommen ist. Wohl kennt man gewisse Linderungsmittel, aber der Kranke ist entweder einem frühen Tode oder einem späteren Siechtum, oftmals bis zur völligen Verblödung, ausgesetzt, wenn er nicht, was gelegentlich auch bei Jugendlichen vorkommt, wieder gesund wird. Solche Arbeit konnte nur ein Mensch anfassen, der das so oft falsch verstandene Gleichnis vom barmherzigen Samariter recht verstanden hatte. Bodelschwingh fragte nicht wie der Schriftgelehrte: „Wer ist denn mein Nächster?“ und „Sind das meine Nächsten?“ Er wußte, als die Wahl einmal auf ihn gefallen war: I c h bin der Nächste und stellte sich mit all seinen Gaben in diese Not hinein, ein „Hoffender unter Hoffnungslosen“.

Aus der Hoffnungslosigkeit führt nur ein Weg zu neuer Hoffnung: C h r i s t u s. Diesen Weg hatte Bodelschwingh selbst kennengelernt, er

hatte ihn aus der Nacht des Leidens in Dellwig herausgeführt. Wenn Bodelschwingh seine Kranken ansah, ihre Launen und Stimmungen, ihre Reizbarkeit und ihre Blödigkeit, dann war menschlich gesehen nichts zu erhoffen. Bodelschwingh wußte und ging den Weg der Hoffnung. Er tat genau das, was er in Paris getan hatte, als die beiden kleinen Mädchen vor dem Dornengekrönten saßen, das, was von Anfang an in der Kirche Christi geschehen ist und den Bestand der Kirche garantierte; er malte ihnen Christus vor die Augen. Gewiß war der Leib der Epileptischen krank, ihr Gemüt verdüstert, ihr Seelenleben verkümmert, oft so, daß es einen Menschen jammern mußte, aber das hatte mit dem Zustand des Herzens nichts zu tun. Weil Bodelschwingh das wußte, bejammerte er die Kranken nicht, sondern ging mit ihnen um, als wären sie gesund, malte ihnen Christus vor die Augen, als hätte er eine Gemeinde Gesunder vor sich. Damit weckte er in ihnen das Verantwortungsgefühl, gab ihnen den Adel des Menschseins wieder. Daraus mußten sie spüren, daß sie nicht mehr Menschen zweiter Klasse, nicht Ausgestoßene und Ausgeschlossene waren, sondern Menschen, denen das Wort Gottes auch galt. Weil Bodelschwingh sich nicht scheute, seine eigene Sündhaftigkeit auch vor ihnen offen zu bekennen, wurde in ihnen das Verständnis für Schuld geweckt. Entscheidend war, wie er das sagte und machte. Für dieses „Wie“ gibt es kein Rezept, nur die Liebe, die niemand geben kann, dem sie nicht

zuvor und immer von neuem von oben gegeben wird. Macht aber Liebe erfinderisch, dann die von oben erst recht. In diesem Liebhaben war Bodelschwingh ein Meister. Er fand immer neue Wege zu den Herzen und Mittel, auf die niemand verfallen wäre.

Zuallererst war es sein W o r t. Er verstand die Sprache der Kranken zu sprechen, die direkt den Weg zum Herzen des Menschen findet. Das war seine Kunst. Er mußte sie selbst erst lernen; denn die Sprache der Beschränkten und Blöden will gelernt sein. Er lernte sie, und seine Kranken verstanden ihn. Das Aufleuchten der Augen, das freudig erregte Zappeln ihrer Glieder, die rauhen Freudentöne aus ihrem Munde verrieten: „Ich habe dich verstanden, ich danke dir.“ Er schreckte nicht zurück vor der Berührung der kranken, oft so ungelenken, häßlichen und verkrüppelten Finger und Hände, er sah nicht die oft verunstalteten Gesichter und Gliedmaßen, wie er sie vor sich hatte, er sah in ihnen den Menschen, den Christus auch erlöst hatte, hinter dieser Ungestalt das Ebenbild Gottes und das, was Gottes Kraft noch aus ihnen machen konnte.

Wer weiß denn bis heute unter uns Menschen, ob und wieviel das Gemüt und der Verstand solcher Kranken aufzunehmen und zu verstehen vermag? Gewiß können viele von ihnen sich uns nicht verständlich machen, wir verstehen ihre Sprache nicht, der Sendeapparat der Kranken ist nicht in Ordnung. Weiß man aber, ob der Empfangsapparat solcher Kranken auch in Unordnung ist? Weiß man, ob sie nicht von dem, was

sie sehen und hören und erleben, viel mehr verstehen, als wir ahnen? Weiß man wirklich, ob sie die Lebensentscheidung des Christen nicht vollziehen können? Das Verhalten vieler Kranken beweist immer wieder, daß sie verstehen, daß sie sich freuen, daß sie liebhaben, daß sie Treue halten können, daß sie sich mitfreuen und mitleiden, daß sie auch ein Gehör für die Stimme von oben haben. Unter ihnen sind feine und tiefgründige Christenmenschen, um deren Herzensfrieden und innere Gewißheit viele Gesunde sie beneiden könnten. Es wird am Ende der Tage ein großes Verwundern geben, wieviele der Kranken den Lobgesang oben fortsetzen dürfen, den sie hier unten einmal angefangen haben. — Mag mancher die Herzen der Kranken für Oedland halten, es ist kein Oedland. Wenn es nur bestellt wird, wenn nur das Wort Gottes hineinfällt und die Sonne der Liebe, so wächst dort lebendiger, quellfrischer Glaube, der jeden froh stimmen muß, der selbst glaubt.

Kein Wunder, daß Bodelschwingh selber die Menschen nicht nach ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit beurteilte, wie es meist geschieht, sondern nach dem Zustand der Herzen. Wer den Zugang zum Herrn Christus gefunden hatte, wer auf diesem Wege ins Leben und Danken gekommen war, der war in seinen Augen gesund geworden. Der andere hingegen, der trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Gesundheit das Danken für überflüssig hielt, war für ihn der Kranke. Eine christliche Umwertung der irdi-

schen Werte, die er von seinem Meister gelernt hat. Man mag sie für anstößig halten und sich daran ärgern, für den, der weiß, daß nur die Verbundenheit mit Gott dem Menschen den vollen Menschenwert gibt und den wirklichen Adel, ist diese Beurteilung nichts Auffälliges, sondern recht vor Gott. Wer anders urteilt, nimmt Gottes Wort nicht ernst.

An Bodelschwingh merkten die Kranken, daß er das Wort Gottes ernst nahm. Als Schuldiger stand er unter Schuldigen. Zugleich aber lebte er ihnen vor, wie der schuldige Mensch die Gnade für sich in Anspruch nehmen darf, die Gott anbietet. So stellte er sich mit den Kranken u n t e r d a s K r e u z , das Zeichen des Gerichtes und der Gnade, der tiefsten Traurigkeit und der größten Freude. Dieser Ton der F r e u d e ist in Bethel zu Hause. G u s t a v v o n B o d e l s c h w i n g h schreibt in dem Lebensbild seines Vaters, daß einer der allerersten epileptischen Kranken, ein kleiner Junge, auf seiner Mundharmonika vor dem Haus Bethel immer das eine Lied spielte:

Weil ich Jesu Schäflein bin,
freu' ich mich nur immerhin
über meinen guten Hirten,
der mich wohl weiß zu bewirten,
der mich liebet, der mich kennt
und bei meinem Namen nennt.

„Das war in die kindlichste Form gebracht die Summe der Theologie, in der Vater lebte, und die er auch seinen Kranken brachte.“

Dieser Ton der Freude zog auch durch seine Predigten in der Zionskirche. Er

verstand es, seinen Hörern ans Herz zu greifen, und schreckte nicht davor zurück, etwas zu erzählen, worüber die ganze Gemeinde lachte. Hinterher prägte sich dann der ganze Ernst des Evangeliums um so tiefer in die Herzen ein. Fröhlichkeit und Frommsein, Lachen und Beten gehörten für ihn zusammen. Er konnte sich freuen und lachen wie ein Kind und Kindern ein Kind sein.

In der innersten Bruderschaft des Kreuzes war Bodelschwingh mit seinen Kranken verbunden, in diese *B r u d e r s c h a f t* suchte er alle hinein-zuziehen. Aus diesem Grunde sprach er die Sprache der Bruderschaft, sagte, wo er es seelsorgerlich für nötig hielt, zum anderen „*D u*“, dieses *e h r e n d e* *D u*, das den anderen emporhebt zu dem, der mit ihm spricht, das seine Heimat bei Gott hat, der sich in seiner Barmherzigkeit mit uns auf *du* und *du* stellt, damit wir glauben, daß er uns liebt. Er nannte den anderen *B r u d e r*, in dem Bewußtsein der gemeinsamen Schuld, der gemeinsamen Vergebung und der gemeinsamen Freude. Als Glaubensbekenntnis seiner Gemeinde könnte man den Lieblingsvers der Mutter Bodelschwinghs bezeichnen:

Einmal ist die Schuld entrichtet,
und das gilt auch immerhin,
Moses Opfer stehn vernichtet,
weil ich nun vollendet bin.
Denn mit *e i n e r* Opfergabe
hat das Lamm so viel getan,
daß das Volk von seiner Habe
sich vollendet nennen kann.

Wer nach *B e t h e l* kommt, glaubt, dort ein riesiges Krankenhaus und eine Stätte des Elends zu finden, und findet etwas ganz anderes — in

einem langhingestreckten Tal größere und kleinere freundliche Häuser und blühende Gärten. Wenn man am Abend durch die Straßen geht, hört man aus den Häusern ein Singen und Klängen. Es sind die Lobgesänge der Kranken, der Kranken, die zum großen Teil wissen, daß sie Sterbende, unheilbar sind, aber sie können singen, und „was sie singen machet, ist, was im Himmel ist.“ Man findet eine Stätte, an der die Nachfolge Jesu geübt wird, in aller Schlichtheit und in aller Demut. Kleine und Große, Kranke und Gesunde sind in der gleichen Schule des gegenseitigen Dienstes und Dienens, des Glaubens und Liebhabens. Manchmal sind Kranke den Gesunden weit voran im Glauben und in ihrer frohen Hoffnung. „Hier sitzen“, sagte Bodelschwingh einmal von seinen singenden Kranken, „die Professoren auf ihren Lehrstühlen und bringen uns deutlich bei, was Evangelium und Gottes Kraft zur Seligkeit ist.“

Wer durch Bethel geht, glaubt, durch das Heilige Land zu gehen. Die Häuser tragen biblische Namen; da kann man von Libanon nach Tabor gehen, von Nazareth nach Kana und Kapernaum, von Zion nach Jericho pilgern. Es war Bodelschwingh heiliger Ernst mit dieser Namengebung, diese Häuser sollten heilige Stätten sein, wo der Herr Jesus Raum hat, Marksteine für die Taten Jesu in unserem Vaterlande und in unseren Tagen.

Wichtige Hilfe für die Kranken bestand in der Gewährung von Arbeit. Es war Bodelschwinghs besondere Gabe, auch für die

schwächsten Kräfte eine Arbeit, und sei es auch nur die kleinste Beschäftigung, ausfindig zu machen. Unter Gesunden blieb den Kranken jedes Arbeitsgebiet verschlossen, in Bethel sind nur Kranke. Was für eine gütige Fügung, daß Bodelschwingh alle Feld- und Gartenarbeit von früher her kannte, wie kamen diese Kenntnisse ihm jetzt zustatten! In Feld und Garten wurden die Kranken an die Arbeit gestellt. Die Arbeit lenkte von der Krankheit ab. Die Kranken fühlten sich nicht mehr überflüssig, sie konnten zur Schule gehen, später ein Handwerk lernen, die Schwächeren konnten Hilfsdienste leisten. Es blieb auch keiner mehr einsam. Da die Häuser als Familienhäuser gebaut waren und jedes Haus seinen Hausvater und seine Hausmutter hatte, mit deren Familie die Kranken eine Einheit bildeten, so erlebten sie echtes, christliches Familienleben. Jedes Gefühl des Ausgeschlossenenseins und Ueberflüssigseins verlor sich, es waren ja alle krank. Hier gewann der Kranke einen Freund, draußen hatte er Freundschaft nie gekannt. Eine neue Welt tat sich ihm auf. So wurde Bethel eine Welt für sich, in der alle Arbeit, soweit nur möglich, von Kranken geleistet wird. Und die, die nichts mehr tun konnten, konnten noch ihre Hände falten. Damit rückten sie wieder hinein in die Reihe der ersten und wichtigsten Mitarbeiter; denn Bethel stand und steht auf den gefalteten Händen seiner Beter. Die sind sein Fundament.

Vom Kleinen zum Großen

„Es gibt Leute, die wollen große Taten des Gehorsams tun; aber wenn es auf kleine Dinge ankommt, dann sind sie langsam und voller Widerspruch.“

Es ist die Eigenart aller Bodelschwingschen Arbeit, daß immer ein Zweig der Arbeit aus dem anderen erwuchs, aus zuerst ganz unscheinbarem Anfang. Aus wenigen Kranken wurden Hunderte, dann Tausende. Dann fanden sich Mitarbeiter. Bethel wirkte wie die Stadt auf dem Berge; die Augen des christlichen Deutschlands waren dorthin gerichtet. Bethel liegt nicht irgendwo, sondern hat das Minden-Ravensberger Land hinter sich. Von dorther strömten die Arbeitskräfte, junge Männer und junge Mädchen, die dem Herrn Christus dienen wollten, in den Dienst nach Bethel. Sie brachten einen fröhlichen Glauben und eine tatbereite Liebe mit. Das Mutterhaus *Sarepta* entstand zur Ausbildung der *Diakonissen* und das Brüderhaus *Nazareth* für die *Diakone*.

Als Bodelschwingh seine Arbeit nicht mehr bewältigen konnte, schenkte ihm Gott auch die *Mitarbeiter*, die er brauchte: Pastor Stürmer, als Arzt Dr. Huchzermeier, die Kasse übernahm der frühere Postverwalter aus Gramenz, der alte Mellin, der seine Seelsorgetätigkeit nun nach Bethel verlegte.

Bodelschwingh war groß genug, manche Tätigkeit, besonders die des Unterrichtens, die ihm nicht besonders lag, anderen zu überlassen; er selber aber blieb mit der Glut seiner Liebe das Herz des Ganzen. Er wußte, daß er *Truhän-*

der des Herrn Jesu war, der in seinem Namen seinen Dienst ausrichtete, darum war er innerlich unabhängig von allen materiellen Gesichtspunkten. Gewiß brauchte er für seine Arbeit immer wieder Geld, aber er verstand zu bitten. Dabei sah er nicht in erster Linie auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz, das dahinterstand. Bei aller seiner Liebe war er auch ein kühler Rechner, der mit Pfennigen zu rechnen verstand. Durch seine Berichte über die Arbeit, die der „Bote von Bethel“ ins Land hinausstrug, öffnete er die Augen für die Not und machte die Herzen warm; so wurden die Hände willig zum Geben. Er hat es sich bis an sein Ende nicht nehmen lassen, persönlich zu danken. Wieviel tausendmal hat er seinen Namen unter die Dankkarten gesetzt, und wieviel persönlichste Bande sind zwischen ihm und seinen Gebern entstanden! Vom „Dankort“ gehen noch heute die Bestätigungen der kleinen und kleinsten Gaben aus. So entstand um Bethel herum eine Bethel-Gemeinde, die mit ihren Gebeten und ihren Gaben dieses ganze Werk trug.

Wurde Bodelschwingh gefragt, wem denn nun Bethel gehöre, dann antwortete er gelegentlich: „der ganzen Christenheit“. Er fühlte sich als der Beauftragte, der nichts weiter tat als diesen Dienst, der ihm ans Herz gelegt war. Damit diente er zugleich seinem Volk, schaffte den Kranken Licht und Leben und bewahrte das deutsche Volk davor, daß diese Kranken sich vermehrten und die Last noch größer mach-

ten. So war er auch in dieser Beziehung seiner Zeit weit voraus.

Bodelschwingh hat es immer abgewiesen, als „Gründer“ von Bethel zu gelten. Es waren ja schon einige Kranke vor seiner Zeit da. Manchmal aber, wenn diese Frage an ihn kam, ging er mit dem Besucher hinaus an ein Grab auf dem Friedhof. Dort lag der b l i n d e H e e r m a n n. Er war früher, noch vor der Erweckungszeit, durchs Land gezogen und hatte den Namen des Herrn Jesu verkündet. „Der hat“, so sagte Bodelschwingh, „die gläubigen Pastoren ins Land gebetet“. Diese Antwort ist bezeichnend. Bodelschwingh nannte nicht die großen Erweckungsprediger, sondern diesen stillen, den meisten unbekanntem Mann. Er hatte die Augen, die tiefer in die Anfänge eines göttlichen Werdens hineinzusehen verstanden als andere.

In Bethel selbst wurde Vater Bodelschwingh — diesen Namen hatte er längst bei allen seinen Kranken und weithin im Lande — vor eine neue Not gestellt. Eines Tages stand ein Wanderer vor ihm, der ihn bat: „Lassen Sie mich in Bethel bleiben!“ Bodelschwingh kannte die Not der Wanderer schon aus seinen Studentenjahren und aus Paris. Er hatte auf seiner Wanderung gelegentlich Handwerksburschen getroffen und erfahren, wie sehr bei ihnen die Fundamente des christlichen Glaubens und Lebens unterhöhlt waren. Er hatte sich um die Herbergen und um ihren Weiterausbau bemüht, um die Wanderer vor den Gefahren der Landstraße zu bewahren und ihnen für die Nacht

eine menschenwürdige Bleibe zu schaffen, hatte auch hier seine Stimme erhoben und um Hilfe gerufen. Der Wanderer vor ihm wollte mehr, er wollte, weil er des Wanderns müde war, eine Heimat. Auf Bodelschwings Antwort: „Du bist ja nicht fallsüchtig, darum kann ich dich nicht behalten“ hat er wie das kanaanäische Weib geantwortet: Ja, Herr, aber doch — „ich bin auch fallsüchtig.“ In diesem Mann standen vor Bodelschwingh die vielen Tausende von der Landstraße, die niemand mehr nimmt, die zu meist mit ein paar Pfennigen an der Tür abgeseist werden, die doch keine Hilfe bedeuten, sondern den Wanderer nur tiefer ins Elend hineinstoßen. Die Pfennige wurden meist wieder in Schnaps umgesetzt und der Anfang zu einem neuen und noch tieferen Fall. „Unbarmherzige Barmherzigkeit“ nannte Bodelschwingh solch gedankenloses Geben. Im Grunde wurde der Charakter der Bettler dadurch noch weiter verdorben, sie mußten auf den Gedanken kommen: Es geht auch ohne Arbeit, man bettelt sich eben durch.

Seine nimmermüde Liebe fand auch hier einen Weg der Hilfe. Im Oedland der Senne schuf er für die Wanderer, die lieber arbeiten wollten als betteln, eine Heimat, kleine Häuser, deren Schlafsäle später in Kabinen eingeteilt wurden und mit einem Tagesraum für den Aufenthalt. So hatte jeder ein ganz kleines Zuhause, seine drei Wände, die vierte war der Vorhang. So war er wieder persönlich genommen, wie Gott jeden einzelnen persönlich

nimmt, er hatte einen Platz, ein Gebetskammerlein, um sich herauszubeten aus seiner inneren Not, und hatte Arbeit. Oedland kultivieren, mit Hacke und Spaten arbeiten, das konnte schließlich noch jeder. Eine feste Hausordnung mit eingeteilter Arbeits- und Freizeit, mit Andachten abends und morgens und den Gesängen der alten Choräle regelte den Tageslauf. Wieviel, was in einem harten Leben verschüttet war, wachte da in den Herzen wieder auf! Was für ein Unterschied: draußen auf der Landstraße ohne Arbeit, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, ohne Brot und immer wieder vor der verschlossenen Tür, und in der „Arbeiterkolonie“, so nannte Bodelschwingh diese Heimstätte Wilhelmsdorf: Arbeit, Brot, Heimat, Gottes Wort und die Möglichkeit zu seelsorgerlicher Aussprache. Nicht mehr überflüssig und abgewiesen, sondern brauchbar und eingeladen, früher abgerissene „Kunden“, die um die Schnaps Groschen bettelten („fechten gingen“) — jetzt Bodelschwinghs „liebe Brüder von der Landstraße“.

Nach dem Tode des alten Vaters hat Johannes Trojan in der „Münchener Jugend“ ein kleines Gedicht veröffentlicht, das die Stimmung und den Dank des Wanderers zum Ausdruck bringt:

„Ein Kunde war ich, duft und fein,
stets ohne Moos und Fleppe.
Ich kehrt' in jedem Wirtshaus ein
und stieg jedwede Treppe.
Als mir die Straßen, die ich ging,
zum Hals herausgehngen,
bin ich zum Vater Bodelschwingh

nach Wilhelmsdorf gegangen.
 Das war ein Kerl! Wie väterlich
 sprach er mir ins Gewissen,
 und „Bruder, Bruder“ nannt' er mich;
 das hat mich fortgerissen.
 Zum Spaten griff die träge Hand,
 die sonst nur Klinken drückte,
 und grub und grub im Ackerland,
 und die Bekehrung glückte.
 Nun ist der Patriarch zur Ruh'.
 Wie einst mit allem Volke,
 spricht er mit Petrus jetzt per „Du“
 auf einer Himmelswolke.
 Der revidiert den Ankömmling
 gestreng und sagt die Worte:
 „Die Fleppe stimmt, Herr Bodelschwingh,
 herein zur Herbergspforte!“

Diese erste Kolonie im Jahre 1882 blieb nicht
 die einzige. Südlich von Bremen, in Freistatt,
 hatte der alte Vater eine große Oedlandfläche,
 ein Hochmoor, in Bearbeitung genommen, und
 als er im Berliner Asyl für Obdach-
 lose die Hunderte der Hoffnungslosen sah,
 griff er noch als 74jähriger dieselbe Arbeit für
 die Berliner Obdachlosen an. Im Norden Berlins,
 nahe Bernau, entstand 1905 für die Obdach-
 losen ein „Hoffnungstal“ — damit sie wie-
 der das Hoffen lernen —, „Lobet al“ für jün-
 gere Leute — damit sie wieder ein Loblied auf
 die Lippen bekommen — und „Gnadaental“
 für die Alten.

Bodelschwinghs Grundsatz „Ar-
 beit statt Almosen“ ist heute nicht nur
 in Deutschland, sondern in der ganzen Welt als
 richtig anerkannt.

Der Weg zur Schaffung der Arbeiterkolonien
 war kein leichter. Als Bodelschwingh diesen Ge-
 danken zuerst aussprach, hat man ihn ausge-

lacht. Er hat sich nicht beirren lassen. Die Mittel mußte er sich, wie immer, erbitten. Für Wilhelmsdorf übernahm der damalige Kronprinz Friedrich das Protektorat. Für Hoffnungstal schenkte der letzte Kaiser den Speisesaal, und die Kaiserin war mit dem Prinzen Eitel, der für Hoffnungstal das Protektorat übernahm, bei der Einweihung zugegen. Sie hatte sich ausgebeten, zwischen den Wanderern zu sitzen, was auch zum Entsetzen der Oberhofmeisterin geschah. Bodelschwingh erklärte in seiner Ansprache: „Es ist mir die größte Freude meines Lebens, daß Sie, liebe Kaiserin, einmal zwischen den allergeringsten Ihrer Landeskinde sitzen.“ Vielleicht hat er auch „Du“ gesagt, genau weiß das niemand mehr.

Die Unmöglichkeit dieser Arbeit, die man Bodelschwingh prophezeit hatte, stellte sich als Möglichkeit heraus. Es war möglich, dem Wanderer Heimat zu geben, ihn äußerlich und innerlich aufzurichten, ihm seine Selbstachtung wiederzugeben, ihn in Arbeit zu vermitteln und so wieder in das Leben einzufügen. — „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ An Hoffnungstal, seiner letzten Gründung, hing sein Herz mit besonderer Liebe.

Dienst am Arbeiter

„Wir wollen daran arbeiten, daß durch die Kraft des Evangeliums jeder Deutsche sein Stückchen Sonne hat.“

Das Kleine, Verlorene, Unscheinbare, Verachtete und Leidende hat Vater Bodelschwingh

nicht mit menschlichen Augen gesehen, sondern mit den Augen des Glaubens. In ihnen erschien ihm der Herr Christus, zwar verhüllt und verborgen, aber doch der Herr, nach seinem eigenen Wort: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Bodelschwingh wußte auch, daß der Herr Christus noch in einer anderen Gestalt über die Erde geht, in der Gestalt der *G e m e i n d e*, die an ihn glaubt. Wo die beiden Gestalten, die glaubende Gemeinde und der verhüllte Christus, sich treffen, da entsteht allemal ein Stück Himmelreich. Davon hat nicht nur die Gemeinde ihren Segen und die, denen geholfen ist, sondern das Volk, in dessen Mitte die Gemeinde lebt. In der so verschiedenartigen Not hat Bodelschwingh nicht nur die Not gesehen, sondern auch die Quellen, aus denen diese Nöte entsprangen. Daß er diese Not im Glauben anpackte, ohne zu fragen, was die Verwaltungen der Länder oder die Regierungen dazu sagten, daß er Wege wies, die mit Erfolg begangen werden konnten, war sein Verdienst. Bodelschwingh gehörte eben nicht zu denen, die nur an der Pumpe stehen, wenn das Schiff sinkt, sondern zu denen, die das Leck verstopfen wollen.

In seiner Arbeit an der Not mußte Bodelschwingh notwendigerweise auf die Spuren des kapitalistischen Systems stoßen, das Deutschland zwangsläufig aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelte. Er sah wohl den gewaltigen Aufschwung, er sah aber auch die entsetzlichen Folgen, die seelische Entwur-

zelung der Menschen, ihre Entfremdung vom Boden und die daraus entstehende Heimatlosigkeit und alle damit zusammenhängenden Verfallserscheinungen des Volkslebens. Durch den äußeren Glanz ließ er sich nicht blenden. Als sein Freund Adolf Stoecker, auch ein Kämpfer und Diener der Liebe, den marxistisch beeinflussten Massen, die dem liberalistischen Zeitgeist verfallen waren, die Worte zurief: „Es kommt darauf an, die ganze heutige Gesellschaft an der christlichen Weltanschauung zu mustern und allem, was derselben widerstrebt, den Kampf anzusagen“, da stand Bodelschwingh an seiner Seite. Als zuerst Bismarck und dann das Kaiserhaus Stoecker fallen ließen, hat Bodelschwingh sich treu und tapfer für seinen Freund Stoecker eingesetzt, ohne Rücksicht auf seine eigenen Beziehungen zum Kaiserhaus. 1885 schrieb er an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm:

„Ich glaube, daß auf dem Kampfplatz, den Stoecker betreten, auf dem christlich-sozialen Boden, der Entscheidungskampf der Zukunft liegt, und daß, wenn das Banner im Kampfe sich neigen sollte, das er erhob, auch die Tage des christlichen deutschen Kaiserreiches und die Tage unseres geliebten Hohenzollernhauses gezählt sind, was Gott in Gnaden verhüten wolle.“

Ein Menschenalter später war diese Prophezeiung Wahrheit geworden, damals hat man sie nicht gehört. Auch Bodelschwingh stand in der Tragik der Menschen, die eine prophetische Schau haben, die selber das Unheil sehen und

den Weg der Rettung wissen, die aber vergeblich rufen und das Unheil nicht abwenden können.

Die Not der Gramenzer Landarbeiter, die ausgewanderten Deutschen in Paris, die mit Hilfe des dort verdienten Geldes sich in der Heimat eine eigene Scholle kaufen wollten, das Absinken der Industriearbeiter, die keine Heimat hatten, machte ihm klar: die größte äußere Not liegt in der Loslösung vom Boden. Bodenlosigkeit kann ein Volk in bodenlose Tiefe versinken lassen. Als er seine Ackerbaukolonie Wilhelmsdorf gründete, wollte er den Boden urbar machen und, wenn irgend möglich, die, deren Schweißtropfen in diesem Boden steckten, dort ansiedeln. Dazu ist es nicht gekommen. Die in den Kolonien aufgenommenen Wanderer hatten nicht den „Schuß Eisen im Blut“, den der Siedler braucht, um sich durchzukämpfen.

Konnte er in dieser Richtung selber zunächst nichts tun, so stellte er die Siedlerfrage in das Licht der Öffentlichkeit. Auf dem ersten evangelisch-sozialen Kongreß hielt er 1890 den Hauptvortrag: „Mehr Luft, mehr Licht und eine ausreichend große eigene Scholle für den Arbeiterstand!“ Er erzählte von einer Witwe, die mit sieben Kindern in einer nicht heizbaren Kammer wohnte und für alle zusammen nur ein Bett hatte, das nachts durch eine schmale hölzerne Bank ein wenig verbreitert wurde: — „Das ist meine Banke“, sagte die Mutter. Sie legte sich auf das harte Brett, um den Kindern noch den

besseren Teil des elenden Lagers zu gönnen. Menschlicher Rechnung nach war es nach seiner Meinung schon zu spät, die Sturzflut des Umsturzes aufzuhalten. Aber das war für ihn nicht entscheidend, seine Frage war: „Was ist hier Recht und Pflicht vor Gott?“ Er forderte, daß jedem deutschen Arbeiter ein Stück Boden gegeben werden müsse, damit er ein Vaterland habe und eine Liebe zum Boden und zum Volk, er sprach von der Schuld der Kirche, die nicht laut genug von dieser Not schrie, nicht zu Gott und nicht zu den Menschen. Er zeigte, wie leicht der Staat es hätte, von seinen fiskalischen Grundstücken zu geben und Baumeister auszubilden, die es verstünden, gute und billige kleine Häuser zu bauen. Er mahnte die Bürgermeister der Städte und die Ratsherren. Er wies auf die Sparkassen hin, die leicht billiges Baugeld geben könnten, das nirgends sicherer angelegt sei als in ersten Hypotheken an den Häusern der kleinen Leute, die all ihren Verdienst und ihre Spargroschen in die kleinen Lauben und Schrebergärten vor den Toren der Großstadt stecken, um nur einmal Boden unter den Füßen zu haben. „Kauft die Zeit aus“, rief er, „wie lange diese günstigen Stunden noch dauern werden, ist unseren Augen verborgen; wir wissen nur gewiß, daß die Nacht kommt, da niemand wirken kann.“ Immer wieder hat er gesagt: „Es kostet viel mehr, einen Menschen langsam zugrunde zu richten, als ihm zur rechten Zeit zu helfen.“ Erst muß etwas passiert sein, eher sinnt niemand auf Abhilfe. Bodelschwingh

allein war mit seiner eigenen Kraft und den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln nicht imstande, dem Volksganzen zu helfen, das mußten die Regierungen tun; denen schärfte er unaufhörlich das Gewissen.

Als 78jähriger schreibt er ein kleines Heft: „Arbeitslosenelend und Notstandsarbeiter“ mit dem Vorwort: „Eine sehr dringende Bitte an den deutschen Reichstag“ und spricht zwei Bitten aus: „1. Gib jedem notleidenden deutschen Arbeiter nutzbringende Arbeit! 2. Gib ihm ein Gesetz, welches die vorhandene Arbeit auf deutschem Boden gleichmäßig verteilt, dann ist sofort für alle Arbeitslosen reichlich Arbeit vorhanden.“ Der 73jährige läßt sich um seiner Wanderer willen in den Preußischen Landtag wählen, um in Preußen die Errichtung von Arbeiterkolonien, Herbergen und Wanderstraßen durchzusetzen. Er schreibt:

„Volle 25 Jahre bin ich in gleicher Bettlereigenschaft vor den noch tauben Ohren des Abgeordnetenhauses gelegen, um für meine Brüder von der Landstraße die gleiche Gunst zu erbitten, bis endlich am 29. Juni 1917, nachdem ich 47mal in dieser Notsache von Westfalen nach Berlin gereist war, die Gewährung kam, freilich auch erst in einer schwer verstümmelten Gestalt.“

Es gehört zu seinen schmerzlichsten Erlebnissen, daß seine politischen Freunde ihn hier, bei dem Kampf um dieses Gesetz, im Stich ließen. Das Reichsgesetz für die Wanderer ist bis heute nicht gekommen. Vater Bodelschwingh ist darüber gestorben.

In derselben Sache hatte er im Jahre 1904 an den damaligen preußischen Finanzminister geschrieben:

„Eine letzte bescheidene Bitte!
Ew. Exzellenz

gaben mir bei unserer letzten Begegnung mit voller Deutlichkeit zu verstehen, daß ich mit meinen Bitten für das Wanderarmengesetz nun gerade genug geleistet habe und Sie weiteres Drängen nicht ertragen könnten. — Ich gebe Ihnen darin vollständig recht; ich gestehe, daß ich nie in meinem Leben so anhaltend, so unverschämt, so bis aufs Blut einen Menschen mit Bitten gepeinigt habe wie Ew. Exzellenz. Vorgänger hat Aehnliches von mir erlitten. — Ich habe aber auch noch niemals ein solches Recht, ja eine solche heilige Pflicht zum Bitten gehabt — aber ich gestehe ein, daß ich auch vollständig am Ende meiner Leistungsfähigkeit bin auf diesem Gebiete.“

Fand Bodelschwingh bei seinen Bitten taube Ohren, dann griff er selbst mit aller Kraft und den ihm gegebenen Möglichkeiten die Aufgabe an. Die Ausdehnung Bethels brachte es mit sich, daß in dem kleinen Tal ein Bauernhaus nach dem anderen der Anstalt einverleibt wurde. Bodelschwingh hatte sich darüber wenig Gedanken gemacht, zumal viele der Besitzer durch Trunk und schlechte Wirtschaft zugrunde gingen. Als er bei einem Brand in Bethel hörte: „Das ist recht, daß es bei Bodelschwingh brennt, warum nimmt er uns unsere Häuser?“, da gingen ihm die Augen auf. Er schuf Abhilfe. Dicht vor Bethel wurde ein Grundstück gekauft und in acht Bauplätze eingeteilt. Hier entstanden die ersten acht Arbeiterheimstätten, Einfamilienhäuser mit einem kleinen Garten. Sie waren schnell vergeben. Es mußten immer neue geschaffen werden, so entstand ein großer Kreis von Arbeiterheimstätten rings um Bielefeld. Der Verein „Arbeiterheim“ wurde gegründet, um Kapital zu schaffen. Als das nicht genügte,

machte sich Bodelschwingh wieder auf seinen „Bettelweg“. Im Jahre 1907 hatte er durch sein rastloses Bemühen erreicht, daß ein Ministerialerlaß herauskam, der den Rentenbanken gestattete, auch Grundstücke von nur einem halben Morgen Größe bis zu drei Vierteln ihres Gesamtwertes zu beleihen. So war auch hier geholfen. Es trat aber ein neues Hindernis ein. Zum Bauen gehörte Land. In der Nähe der Siedlungen gingen die Bodenpreise sprunghaft in die Höhe. Bodelschwingh war längst mit Damaschkes Bodenreform vertraut, konnte sich aber mit seinen Forderungen nicht befreunden und hatte ihn abgelehnt.

A d o l f D a m a s c h k e erzählt, wie bei ihm eines Tages die Tür aufgeht und Bodelschwingh hereinkommt. Ehe Damaschke ihn begrüßen kann, fängt er an: „Bruder Damaschke, hier ist ein Sünder, der Buße tun will. Ich muß beichten. Ich habe manchmal gedacht: da sitzt Damaschke und schreibt und fordert Gesetze über Bodenreform, ja, warum eigentlich? Ich bin ein viel besserer Bodenreformer, ich fange an! Ich baue Häuschen für die kleinen Leute. Und n u n i s t e s s o g e k o m m e n , w i e d u i m m e r g e s a g t h a s t. Mit jedem Häuschen, das ich baute, stieg der Preis der Nachbargrundstücke, schon passen Spekulanten auf, wo wir mit unseren Siedlungen hingehen. Es hilft nichts, der Bodenwucher schnürt uns den Hals zu.“

So war Bodelschwingh immer bereit, einzugehen, was er nicht richtig gesehen hatte, und zu lernen. Dabei war er aller Theorie abhold.

Als er einmal in Basel gefragt wurde: „Wie denken Sie über die soziale Frage?“, antwortete er: „Darüber habe ich nicht nachgedacht, das ist mir viel zu theoretisch.“ Wo er aber praktische Wege sah, da griff er mit tatbereiter Liebe zu.

Erziehungsarbeit

„Was will die Jugend unserer Zeit?
Nichts anderes als neue Antworten
auf uralte Fragen.“

Erziehen — christlich verstanden — ist nichts anderes als helfen, Menschen zu Jesus zu ziehen. Das kann nun eigentlich kein Mensch; Jesus sagt: „Es kann niemand zu dir kommen, es ziehe ihn denn der Vater.“ Das tiefe Wissen Bodelschwings um alle Erziehungsarbeit war: Nur der von Gott Gezogene und Erzogene kann solchen Erzieherdienst leisten. Er leistete ihn so, daß die anderen merkten: der läßt sich von Gott erziehen. Neben seinem Amtszimmer hatte er sein Gebetskammerlein, in dem der Gekreuzigte hing. Hier wurde Bodelschwinger erzogen. So kam es, daß seine Umgebung sein Wort gern annahm, weil sie merkte, daß er selber auf diesem Wege der Mensch geworden war, den sie vor sich sahen. Und der war etwas. Er war es gerade dadurch, daß er nichts aus sich machte. Seine Person trat immer zurück, die Sache, die Arbeit, die er trieb, war Numero eins, er selbst Numero zwei; aber gerade das ist der Weg, auf dem Gott sich seine Leute erzieht. Um so besser kann er selber durch den Menschen

„hindurchtönen“ (per-sonare). So wurde Bodelschwingh Persönlichkeit.

Seine Erziehungsarbeit bestand darin, daß er das, was ihm von Gott geschehen war und immer wieder geschah, für seine Mitarbeiter, seine Gemeinde, die Kranken und Gesunden erhoffte, erbetete und erlebte. Weil er vorher mit Gott über den Menschen gesprochen hatte, wurde ihm das rechte Wort der Erziehung in den Mund gelegt, das Wort, das erschütterte. Als er im Berliner Obdach den Arbeitslosen erzählt hatte, wie er ihnen Arbeit und Brot geben wolle und dazu Geld brauche, legte er einem der dabeistehenden 20jährigen die Hand auf die Schulter und sagte: „Du mußt mir dazu 500 Mark borgen, wo hast du die 500 Mark?“ Der Mann hat nicht gelacht, er war auch nicht empört; mit dieser Frage war seine ganze Vergangenheit aufgedeckt und gerichtet, hoffentlich zu einem neuen Anfang. — Als er in seinen letzten Tagen durch Eckardsheim im Rollstuhl gefahren wurde, rief er einen schwererziehbaren Jungen heran, sprach mit ihm in seiner gewinnenden, väterlichen Weise, legte ihm die Hand auf den Kopf und hieß ihn gehen: „Gott segne Dich!“ Dieser Junge war ein rechter Taugenichts in seinem Hause, Bodelschwingh wußte es gar nicht. Am Nachmittag fiel dieser Junge dem Pfleger auf, weil er so ganz still dasaß. „Hausvater“, meinte der Pfleger, „der Fritz brütet wieder etwas aus.“ Der Hausvater nahm den Jungen beiseite, der erzählte dann, was ihm geschehen war. „Alle haben mich bisher immer gescholten, Gott

s e g n e D i c h ! hat noch kein Mensch zu mir gesagt." Der Junge war fortan wie verwandelt.

In diesem besten Sinne war Bodelschwingh Erzieher. Darum konnte er auch Geduld haben mit den Menschen. Für ihn gab es keine Subjekte und Objekte der Erziehung, keine Erzieher und Zöglinge; die anderen waren mit ihm Objekte der Erziehung Gottes, Gottes Zöglinge und Kinder. So erzog er von sich selbst fort, zu Christus hin: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Das war die Erziehung, in der er selbst stand. — Die uralte Frage der heranwachsenden Jugend: „Was soll das Leben? Was soll ich in der Welt?“ wurde ihnen beantwortet, wenn sie Bodelschwinghs Leben und Wirken ansahen. Das war wirklich Leben, dabei bedürfnislos, schlicht, und doch von der eigenen Hoheit, die aus der echten Nachfolge Jesu kommt. Rein pädagogisch gesehen war seine Erziehung manchmal ganz und gar „unpädagogisch“. Den kleinen Mädchen in Paris ausgerechnet sofort vom Gekreuzigten zu erzählen, war wirklich unpädagogisch, aber wirksam. Wenn er am Geburtstagmorgen der Tochter einen Kuß gibt und sagt: „Mein liebes Kind, verzeih mir alles, was ich an dir versäumt habe“, so war das auch ganz und gar unpädagogisch, aber in diesem Augenblick stand er mit der Tochter zusammen vor dem Angesicht des Herrn und dadurch in der tiefsten Verbundenheit. So allein kommt es zu dem innersten Vertrauen zwischen Zögling und Erzieher, wie es sich viele wünschen. „Nichts verbindet Men-

schenkinder so tief und so fest, als wenn sie gemeinsam auf den Heiland schauen“, das ist das Geheimnis seiner Erziehung.

Es war eine Erziehung zur Freude; denn wer auf den Heiland schaut, kann erst fröhlich werden. Seine Erziehung drückte nicht, er ließ dem anderen Menschen seine andere Art und war zufrieden, wenn er mit ihm die Front zum Kreuz und die Freude an der Vergebung hatte. Seine Mitarbeiter wurden nicht seine Kopien. Wie er seine Arbeit angesehen wissen wollte, zeigt der Besuch des ersten Pastors in Hoffnungstal, den er für diese Arbeit gewann. Ihn hatte Bodelschwingh eingeladen, sich Hoffnungstal anzusehen und dann nach Bethel zu kommen. Nun war damals Hoffnungstal noch klein, und der Pastor meinte, er wäre doch eigentlich für diese Arbeit zu schade; aber als er zu Vater Bodelschwingh kam, ging ihm der mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Du bist also das liebe Brüderchen, das nach Hoffnungstal will. Es gibt keine schönere Arbeit als die; denke dir, du kannst die Engel im Himmel singen machen, wenn es dir gelingt, einem Menschen von seinem bösen Wege zu helfen.“ So wurde der Mann für den Dienst gewonnen.

Diese Art der Erziehung ließ dem anderen die Selbständigkeit, ja weckte sie erst; denn der Erzieher mußte dem anderen ganz offen sagen: „Ich kann dir nicht helfen, ich kann dir aber den nennen, von dem ich mir helfen lasse.“ In diesem Sinne hat Bodelschwingh erzogen. In diesem Sinne wurden in Bethel Kranke und Ge-

sunde erzogen, in der Schule des Leides und der Freude erzogen sie sich gegenseitig mit der Gabe und der Rute, die einer für den anderen in Gottes Auftrag hat.

Von seiner „Pädagogik“ aus sah Bodelschwingh auf die Erziehung in den Schulen und Gymnasien; es gab keine Anstalten, in denen so erzogen wurde. Das evangelische Gymnasium in Gütersloh war für ihn die Stätte, die nach seiner „Pädagogik“ arbeitete. Dieses Gymnasium lag ihm sehr am Herzen.

Nach dieser „Pädagogik“ wollte er auch die Pfleger und Pflegerinnen für seine Kranken erzogen wissen, darum erzog er sie im praktischen Dienst der Liebe. Als einmal ein P f l e g e r sich beschwerte, daß ein Kranker in einem Wutanfall sich auf ihn gestürzt habe, sagte Bodelschwingh: „Brüderchen, die Prügel hattest du längst verdient.“

Es ist kein Zweifel, daß solche Erziehungsarbeit nur der Erzieher leisten kann, der sich immer wieder unter das Wort Gottes stellt. Darin sah er den Mittelpunkt der ganzen Arbeit: „Das Wort Gottes muß euch zusammenhalten.“

Für eine lebendige Kirche

„Jeder Organismus kann nur durch die gleichen Kräfte erhalten werden, die ihn geschaffen haben.“

Paris, Dellwig, Bethel waren Zeugnis geworden für das Wirken des Auferstandenen. Bodelschwingh hat immer wieder erlebt, daß da eine lebendige Gemeinde entsteht, wo das Wort

vom Kreuz und vom Auferstandenen verkündigt wird. Aus dieser Verkündigung kamen immer neu die Kräfte zur Erhaltung seines Werkes. Darum war für ihn und seine Gemeinde das Wort Gottes das tägliche Brot. Er wurde nicht müde, überall im Lande von der Freude zu berichten, die durch das Wort in den Herzen der Kranken und Elenden entstand. Christus war nicht ein Mensch der Vergangenheit, sondern erwies sich als der Lebendige und als neue Hoffnung. Dieses Leben von oben wünschte er als ein echter Missionar für sein ganzes Volk. Er fühlte sich als Schuldner der Christenheit und vor allem seines Vaterlandes.

Diese innere Stellung hat ihn nicht etwa unfähig gemacht für die irdische Arbeit; im Gegenteil, er hat den Heimatsinn gepflegt, ganz Bethel hat an den vaterländischen Festen seiner Zeit teilgenommen; in allen Schichten des Volkes, vom armen Mütterchen angefangen bis zum Kaiserhaus, hatte er seine Freunde, er war ein Mann des Volkes. Er hat Einfluß zu nehmen versucht auf die Gesetzgebung zugunsten der Aermsten, wenn es ihm not schien. Er war nicht weltfremd; ernst und entschlossen aber wies er auf das Bürgertum im ewigen Reich Gottes hin, zu dem Christus berufen, und gewann gerade dadurch den inneren Abstand vom Haß und Streit der Parteien und die rechte Stellung zu allen irdischen Gegebenheiten, um wie von höherer Warte aus zu raten und zu führen. Er hat mit größter Freiheit und Unbefangenheit auch an den höchsten Stellen gesprochen, wenn

sein Verantwortungsgefühl ihn dazu trieb. Und er hat sich Gehör verschafft, denn man merkte: er redete, weil er mußte. Er wußte, daß ein Volk stirbt, in dessen Mitte der Herr Christus keinen Platz mehr hat. Hier dachte Bodelschwingh genau wie Luther, wie Stoecker und Wichern und arbeitete in ihrem Sinn.

Sein Blick war frei genug, um die tiefen Schatten der Kirche zu sehen, den bürokratischen Apparat an der Stelle des brennenden Herzens, die Gleichgültigkeit an der Stelle des Missions-eifers, die erstarrte Sitte an Stelle des Lebens aus Gott. Christliches Leben bedeutete für ihn: Liebe der Gemeinde, Bruderschaft der Herzen. „Wenn ich nur selig bin, das ist die Art und die Unart des Menschen“, sagte er gelegentlich. Echte Frömmigkeit führt immer zur Gemeinde.

Da ist Gemeinde, wo jedes Gemeindeglied etwas für den Herrn Jesus Christus tun will; dazu ist keiner zu schwach. Glauben muß dazu führen, sich selbst in den Dienst zu stellen. Darin ging Bodelschwingh voran. Als die Zionskirche gebaut wurde, stand er selbst auf dem Gerüst; als er den Wanderern in Bethel die Arbeit des Steineklopfens anbot, mit der sie ihr Mittagessen verdienen sollten, klopfte er selbst mit. So kam in der Gemeinde ein fröhliches Wett-eifern im Dienen zustande. Die Steine und den Sand für die Zionskirche haben die epileptischen Kranken mit ihren Händen und Schürzen auf den Berg hinaufgetragen. So konnten sie sagen: „Das ist unsere Kirche.“

Aller echte Glaube beweist, daß es ihm um den Menschen geht, um sein Heil und ewiges Leben. Wie konnte Bodelschwingh zornig werden, wenn er diesen heiligsten Grundsatz des Christenlebens verletzt sah!

Als er in Berlin bei dem Oberbürgermeister Kirschner zur Aussprache über das Wanderarbeitsstättengesetz das Wort nahm und erlebte, wie ein Bürgermeister nach dem anderen sich über die finanzielle Last dieses Gesetzes beklagte, fragte er leise in den Saal hinein: „Wo sind denn hier die Staatsanwälte?“ Als niemand antwortete: „Liebe Staatsanwälte, ich weiß doch, daß ihr hier seid, steht doch bitte einmal auf!“ Und als sie standen, sprach er: „Ihr lieben Staatsanwälte, jeder von euch hat jedes Jahr so und so viele meiner Brüder von der Landstraße ins Gefängnis gesetzt, und ihr gehört doch ins Gefängnis mit eurer unbarmherzigen Gesetzgebung. Ich höre nur: Geld, Geld und immer wieder Geld, aber keiner redet von den lebendigen Menschen, die umhergehetzt werden, mit Almosen abgespeist statt mit Arbeit . . .“ In diesem Kreis war dies Wort eine Tat.

Mit der gleichen Glut heiliger Liebe konnte er rücksichtslos auch gegen seine Freunde auftreten, wenn sie nach seiner Meinung eine Entscheidung getroffen hatten, die gegen die Liebe verstieß. Er hat, wie sein Sohn erzählt, einmal als alter Mann ein für ihn zurechtgemachtes Quartier nicht angenommen, weil man eine

wichtige Frage, ohne ihn anzuhören, falsch entschieden hatte. „Ich höre noch seine Stimme“, schreibt **G u s t a v v o n B o d e l s c h w i n g h**: „Wenn ich bis hierher rot gewesen bin vor Zorn, so werde ich jetzt weiß.“ Auf dem kümmerlichen Lager im Gasthof verbrachte Bodelschwingh eine schlaflose Nacht, um am nächsten Morgen mit neuer Glut seinen Kampf fortzusetzen. Er drang schließlich durch, gewann aber zugleich mit seiner Demut und Freundlichkeit die Herzen aller. Am Abend bezog er dann das ihm zugedachte Gastzimmer. Es ist Tat des Glaubens, zu der die Gemeinde fähig sein muß, daß sie in wichtigen Dingen kein Nachgeben und keinen Frieden kennt, sondern mit aller Glut ihrer Liebe sich durchkämpft, bis sie den Sieg errungen hat. Sie muß es, weil sie nicht selbst entscheiden darf, sondern weil sie **a n d a s W o r t G o t t e s u n d d i e L i e b e g e b u n d e n i s t**.

Bodelschwingh hatte darunter gelitten, daß um 1887 Fürst **B i s m a r c k** sich weigerte, nach dem Kulturkampf die enge Bindung der evangelischen Kirche an den Staat zu lockern und ihrem Eigenleben Raum zu gewähren. Er schrieb an seinen Freund **H a n s v o n K l e i s t - R e t z o w**:

„. . . Kurz und gut, es gehen einfach Seelen verloren über diesen staatlichen Zwangsschuhen, in die wir eingepreßt werden. . . . Es ist die Stunde gekommen, wo wir es für einen Verrat an den uns anvertrauten großen Schätzen und namentlich an den uns anvertrauten Menschenseelen ansehen würden, wenn wir es ferner zuließen, daß der konfessionslos gewordene Staat sich die Leitung der evangelischen Kirche anmaßte. . . . Man muß es Bismarck ins Gesicht sagen, daß wir die evangelische Kirche, von deren Bedürfnissen er nichts versteht, nimmermehr den Rücksichten

der Politik opfern, und daß der Widerstand, den er in der katholischen Kirche gefunden hat, nur ein kleines sei von dem, was er von der evangelischen Kirche zu erwarten habe. Er dürfe sich auch nicht die leiseste Hoffnung machen, daß seinem Widerstand in dieser Beziehung Rechnung getragen werde, und daß er lieber zehntausend evangelische Geistliche einsperren dürfe (und es verlangt mich von Herzen, daß ich auch einmal ins Gefängnis gerate), als daß man sein Gewissen in dieser Beziehung weiter verletzen werde. Gott wolle geben, daß bei aller Nüchternheit und bei allem Leidenssinn, zu dem wir uns schicken wollen, doch die Posaunen der evangelischen Kirche einen einmütigen, klaren Ton abgeben!"

Der Tatbeweis des evangelischen Glaubens ist und bleibt, daß er selbst das Wort Gottes hört und in aller Freimütigkeit und furchtlos sagt.

Praktische Erziehung der Theologen

„Wahre Diakonie ist es, die hohe Wissenschaft der Liebe zu lernen und das Examen demütigen Dienstes zu bestehen.“

Vater Bodelschwingh wußte aus seinem eigenen Leben, wie das Studium der Theologie bei beständiger glaubensloser Kritik geeignet ist, das vorhandene Glaubensleben zu gefährden und dem Menschen alle Freudigkeit zum Dienst am Wort zu nehmen. Wo die rechte Verkündigung des Wortes fehlt, kann das Feuer des Glaubens nicht angezündet werden; wo der Glaube fehlt, kann auch keine Liebe entstehen. Er wußte aus seinem Bethel und auch aus anderen Stätten der Inneren Mission, daß sie alle getragen wurden von der Liebe, die aus dem Glauben kommt, und hat es sich immer wieder angelegen sein lassen, mitzuhelfen, daß neuer Glaube ent-

facht würde. Er reiste selbst im Lande umher und stellte auch seine Mitarbeiter zu Festen der Inneren Mission zur Verfügung, um Glaubensleben in den Gemeinden zu wecken. Zwangsläufig richtete sich sein Auge daher auch auf die, die in der Ausbildung des Studiums standen. Er hatte um 1894 zu einer Besprechung über die Gründung einer freien theologischen Fakultät aufgerufen, war aber auf schärfsten Widerspruch gestoßen. Es wurde nichts weiter daraus als ein Studienhaus in Bonn.

Brennend fiel diese Not in Bodelschwings Herz, als ein Pastor, dessen Sohn Theologie studieren wollte, klagte, er wisse nicht, wo er seinen Sohn hinschicken solle. Glaubenslosen Lehrern wollte er ihn nicht ausliefern, hatte auch Furcht vor dem bösen Leben vieler Universitäten, wo junge Studenten an Leib und Seele verderben konnten. Im Jahre 1904 hatte sich Bodelschwing mit Pastor D. S. J a e g e r in Eisleben in Verbindung gesetzt, um mit ihm den Plan einer T h e o l o g i s c h e n S c h u l e i n B e t h e l zu beraten. Es gelang ihm, den Mann zu gewinnen. Bodelschwing wollte gern heraus aus der bösen Zwickmühle, unter der die Ausbildung der Theologen stand: auf der einen Seite die pietätlosen Kritiker von den Hochschulen, auf der anderen Seite unverständige, wenn auch wohlmeinende Verteidiger der Bibel in den Gemeinschaften, die er sonst sehr schätzte. Auch in dieser Frage war er zugleich der Mann des Gebets und der Mann der Tat. Er wußte wohl, daß fromme Lehrer der Kirche nicht

von Menschen gefordert, sondern von Gott erbeten werden müssen, andererseits aber auch ein Platz da sein muß, an dem die Studenten im Zusammenhang mit dem Leben einer christlichen Gemeinde sehen, was Gemeinde, Glauben, Gebetsleben und Tat der Liebe ist. So wurde die Theologische Schule in Bethel im Jahre 1904 gegründet. Ein einziger Kandidat hatte sich gemeldet. Als Bodelschwingh dies betrübt seinem Freunde Jaeger mitteilte, antwortete der: „Ich fange auch mit dem einen an.“ — „Dafür kriegst du einen Kuß“, meinte Bodelschwingh. Am Tage der Eröffnung waren es elf. Mehr wollte er gar nicht, „zwölf höchstens“, sagte er, „soviel wie der Heiland Jünger hatte.“

Schon vorher, seit 1888, hatte Bodelschwingh sich darum bemüht, die theoretische Arbeit des Studiums durch praktische Arbeit zu ergänzen und in einem „K a n d i d a t e n k o n v i k t“ in Bethel besonders die Kandidaten, die Lust hätten, später einmal unter den Heiden das Wort Gottes zu verkünden, im praktischen Dienst auszubilden. Wer dort eintrat, bekam die b l a u e S c h ü r z e der Pfleger um und machte bei den Epileptischen jeden Dienst mit. Hier kam der junge Kandidat in die Hochschule des Dienstes, lernte er das Bücken und Kleinwerden. Aus eigener Erfahrung wußte Bodelschwingh, daß dieser niedrige Dienst die beste praktische Vorschule für die Verkündigung des Wortes Gottes ist. Hier steht man nicht der Not gegenüber, sondern mittendrin, sieht sie nicht bloß von außen, sondern faßt selbst mit helfenden Hän-

den an. Das mußte der Verkündiger des Wortes Gottes lernen, um nachher in seiner Gemeinde mit gutem Beispiel voranzugehen und auch andere zu jedem Dienst willig machen zu können. Sie lernten dort angesichts des Elends etwas von dem Segen des Elends, das sie später in ihrer Gemeinde in tausend Formen trafen, und die Kraft kennen, die aus dem Leid kommt, wenn es im Gehorsam getragen wird. Viele Hunderte spätere Pastoren haben diesen „Dienst mit der blauen Schürze“ als ihre schönste und eindrucklichste Vorbereitungszeit bezeichnet. Andererseits wurde das Hereinströmen junger, gläubensfroher Menschen für die Gemeinde der Kranken ein hoher Gewinn. Sie blieb auf diese Weise ganz praktisch mit dem Leben in der Welt verbunden und nahm betend und glaubend teil an den Fragen, die das Volk bewegten. Ihr Blick blieb nicht auf die „Anstalt“ beschränkt, sondern weitete sich, sah hin über das Vaterland und auch über die Grenzen hinweg in die Gebiete der Welt, in die noch kein Wort Gottes gedrungen war.

Außere Mission

„So wenig ihr die rechte Hand von der linken trennen könnt, ohne daß ihr Krüppel schafft, so wenig dürft ihr die Äußere und die Innere Mission auseinanderreißen. Keine kann die andere entbehren, jede muß der anderen helfen; denn sie sind Geschwister.“

War Bodelschwingh der Dienst an der Heidenwelt persönlich versagt geblieben, so hatte er sich doch für diese Arbeit seine ganze Liebe be-

wahrt. Er stand im steten Zusammenhang mit der Baseler Mission, und als bei der Erwerbung von Ostafrika unser letzter Kaiser forderte, daß dieser Erwerbung die Christianisierung des Landes folgen müsse, trat diese Frage durch Pastor **D i e s t e l k a m p** von der Nazarethgemeinde in Berlin an ihn heran. Diestelkamp hatte selbst bei den bestehenden Missionsgesellschaften sich Kräfte für diese Arbeit beschaffen wollen, war aber überall auf Absage gestoßen. Als er selber bei allem guten Willen und brennendem Eifer mit den Schwierigkeiten nicht fertig werden konnte, war er zuletzt zu Vater Bodelschwingh gekommen; der aber zögerte angesichts seiner eigenen großen Arbeit. Alles Bitten half nichts. Schließlich sagte Diestelkamp, der in Bodelschwinghs Zimmer auf dem Sofa saß: „Ich stehe nicht eher aus dieser Ecke auf, als bis du mir hilfst.“ Da sagte er seine Hilfe zu. Zunächst versuchte er noch einmal, ob nicht doch irgendeine andere Missionsgesellschaft die Arbeit übernehmen wolle; als sich niemand fand, stellte er die Gemeinde seiner Kranken und Gesunden in den Missionsdienst. Es war, als hätten alle nur auf diesen Ruf gewartet. Pfleger und Pflegerinnen wollten gern nach Afrika gehen, auch zwei Pastoren, **J o h a n n s e n** und **W o h l r a b**, waren bereit. Im Frühjahr 1892 wurden sie für den Dienst im **U s a m b a r a l a n d e** abgeordnet. Es galt, dem Vordringen des Islams Widerstand zu leisten, vor allem aber den Hauptstoß des Angriffs mitten hinein in das Herz des Heidenlandes zu führen. War Bodelschwingh zuerst nur

zögernd an diese Arbeit gegangen, so schenkte er ihr nach und nach sein ganzes Herz. Als kurz vor seinem Tode die Aussendungen nach Ruanda erfolgten, rief er: „Nicht so langsam, sie sterben sonst darüber!“ Seiner Arbeit in der Äußeren Mission ging es ähnlich wie seiner Arbeit in Bethel, die Arbeitskräfte kamen wie von selbst: Theologen, Handwerker, Landwirte, Kaufleute und auch die für diesen Dienst geeigneten Frauen, verheiratete und unverheiratete. Aus dem Usambaragebiet heraus wurde der Vorstoß in das Land zwischen Kongo und Nil gewagt. In Lutindi gründete er die erste Anstalt für Geisteskranken auf afrikanischem Boden — nach Bethels Vorbild. Ja, Bethels Augen hingen an Afrika, hinter den Missionaren stand die Bethelgemeinde in Bethel selbst und die große Bethelgemeinde des Vaterlandes mit ihrer Liebe, ihren Gebeten und ihren Gaben, Bodelschwingh allen anderen voran. Als sein erster Schlaganfall ihn an das Zimmer und an den Lehnstuhl fesselte, war doch sein Herz weit drinnen in Afrika. Noch kurz vor seinem Ende hatte er in der einen Hand eine Nilpferdpeitsche und in der anderen ein Stück Kautschuk und sagte bei sich selbst: „Um dieses Kautschuks willen werden deine farbigen Brüder geschlagen; vorwärts, du alter Faulpelz!“

Der Heimgang

„Christus steht nicht hinter uns als unsere Vergangenheit, sondern vor uns als unsere Zukunft.“

Wer den Herrn Christus im Herzen trägt, ist für den Heimgang gerüstet, weil er weiß, wo sein Weg hingehet. Als Bodelschwingh kurz vor dem Zusammenbruch seiner Kräfte in Berlin seinen 82jährigen Freund K u h l o , den früheren Leiter des Elisabeth-Krankenhauses, zwei Tage vor dessen Heimgang besuchte, fielen sich die beiden Freunde in die Arme, und Vater Bodelschwingh rief: „Bruderherz, was sind wir doch für glückselige Leute, daß wir so dicht vor den Toren der Ewigkeit stehen!“ Und dann stimmten sie wie von selbst an:

„Ein Tag, der sagt's dem andern,
mein Leben sei ein Wandern
zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
mein Herz an dich gewöhne,
mein Herz ist nicht von dieser Zeit.“

In Bethel traf ihn kurz darauf ein Schlaganfall. Doch erholte er sich bald und gewann auch durch eiserne Uebung seine Sprache wieder. Ein stilles Jahr wurde ihm noch geschenkt, in dem er wie von drüben her noch einmal sein Lebenswerk überblicken durfte. Aus dem kleinen Bethel war eine „Stadt auf dem Berge“ geworden, „die Stadt der Barmherzigkeit“, wie man sie später einmal genannt hat, aus den Einöden der Arbeiterkolonien blühende Gärten, aus dem Stöhnen und Seufzen beladener Menschen Lob- und Danklieder. Seinen 79. Geburtstag feierte er noch einmal im Kreise der Seinen,

Gott hatte ihm noch ebensoviel Kinder geschenkt, wie er ihm genommen hatte, dann brach sein ewiger Tag an.

In seine letzten Tage hinein waren noch Verhandlungen mit dem Kriegsministerium gekommen. Bodelschwingh wollte für die Soldaten gern solche Einzelstübchen haben, wie er sie für seine Wanderer in den Arbeiterkolonien hatte, um bei der Gemeinschaftserziehung für jeden Soldaten auch das nötige Maß von Einsamkeit zu schaffen, das der Mensch für die charakterliche Ausbildung zur Selbstbesinnung braucht. An seinem letzten Geburtstag war als Geschenk die Antwort gekommen: man wolle trotz der finanziellen und militärischen Bedenken diese Frage prüfen und Hoffnungstal besichtigen. „Sechs Jahre“, sagte er, „möchte ich noch leben, dann habe ich die Sache durch.“ Der Tod hat ihm diese letzte Arbeit an den Wehrfähigen aus der Hand genommen. Um diese Frage ist es später wieder still geworden.

Am Abend des 1. April 1910 betete er noch mit den Seinen nach der Abendandacht: „Sorget nichts, liebe Kinder, alle eure Sorge werfet auf ihn!“ Oben im Schlafzimmer traf ihn ein neuer Schlaganfall. Am Mittag des übernächsten Tages ging er heim, denselben Weg, den seine Frau fast sechzehn Jahre vor ihm gegangen war. Sie dürfen schauen, was sie geglaubt haben.

Was können wir von Vater Bodelschwingh lernen?

„Du mußt klein werden und Er ganz groß.“

Christus hat ewige Geltung, und das Leben seiner Zeugen behält für alle Zeiten seinen unverlierbaren Wert. Wenn große Epochen der Geschichte zu Ende gehen, setzt der lebendige Gott an das Ende immer wieder einen Mann, der mit seinem Leben über seine Zeit hinausweist und seiner Gemeinde Ziel und Weg zeigt. So dürfen wir Vater Bodelschwingh ansehen. Es liegt uns fern, ihn zu rühmen; das wäre gar nicht in seinem Sinn, er wollte keine Ehre, nicht für sich und nicht für sein Werk. „Wenn es je dahin käme, daß Bethel zur Ehre von Menschen benutzt würde, dann wäre es besser, die ganze Anstalt ginge in Flammen auf“, hat er selbst gesagt. Damit wollte er bezeugen, daß er sein Werk als eine Gabe Gottes ansah und alles, was er geschaffen hat, zur Ehre Gottes dienen sollte. Es war ihm ein heiliges Anliegen, daß es so bliebe. In seinem Vermächtnis schreibt er:

„Die Hauptsache bleibt, daß die Anstalten im bisherigen Frieden miteinander zusammenbleiben. Jeder Versuch, dieselben geistlich und leiblich und materiell streng voneinander zu scheiden, wird die schmerzlichsten Folgen haben und den Frieden zerreißen. Sehr herzlich möchte ich auch bitten, daß unseren Anstalten einesteils das Gepräge der Armut und Niedrigkeit, andererseits der weiten Barmherzigkeit bewahrt bleibe. Nie soll das Geld Königin sein, sondern die Barmherzigkeit. Hierbei werden die Anstalten sich auch materiell am besten stehen. Nicht die festen Kapitalien, sondern der Glaube soll die Sicherheit unseres Bestehens sein und bleiben. Der barmherzige Heiland, der diese Anstalten bisher mit seiner Gnade erhalten

hat, wolle allezeit mit seinem teuren Wort und Sakrament in denselben wohnen und walten, damit sein Name allein gepriesen und vielen Elenden geholfen werde."

Die Nachfolge Christi ist zu lernen, der Gehorsam gegen sein Wort, der kindliche Glaube, die nimmermüde Liebe, die jede Aufgabe angreift, die ihr vor die Füße gelegt wird. Man kann nur unterstreichen, was Fritz von Bodelschwingh bei der Feier des hundertsten Geburtstages seines Vaters in Berlin gesagt hat: „Wir wollen nicht trauern, daß wir ihn nicht mehr haben, sondern loben und danken, daß wir ihn gehabt haben, und uns die Augen und das Herz erbitten, daß jeder einzelne von uns so wird wie er.“

Lebte Vater Bodelschwingh noch, er würde wieder wie einst an der Seite aller Gedrückten, Elenden und Schwachen stehen und mit der ganzen Glut seiner Liebe sich ihrer annehmen, in der Gewißheit, auf diese Weise am besten den Gesunden Raum zu schaffen zur Entfaltung und durch den Dienst am Elend den Gesunden die Bedeutung der Kraft Christi für ihr eigenes Leben aufgehen zu lassen. Denn immer noch ist das Liebhaben um Christi willen das geheimnisvolle Band, das Menschen unauflöslich fest zusammenbindet zu einer echten, unzerstörbaren Gemeinschaft und gemeinsamem Loben und Danken. Und das ist der beste Weg, um mit allen Schwierigkeiten des Lebens und mit dem Sterben fertig zu werden. Dies Vermächtnis trägt die Bethelgemeinde von ihrem Vater, um es weiterzugeben an alle, die es annehmen wollen.

Wir schließen dieses kleine Lebensbild dieses ersten Diakonen seines Werkes mit den Worten seines Sohnes und Nachfolgers D. F r i t z v o n B o d e l s c h w i n g h :

„Wenn Gott allen Berechnungen zum Trotz unsere Arbeit erhält und weiterführt, so soll uns das nicht nur danken lehren für seine Barmherzigkeit, sondern helfen, immer eifriger, wärmer und weitherziger zu werden in der Liebe gegen die, um derer willen wir da sind. Gewiß nötigt uns der Mangel zur größten Sparsamkeit. Aber wir wollen nicht sparsam sein in der Liebe, nicht sparsam im fröhlichen Dienen, nicht sparsam in erfinderischen Gedanken, die neue Wege suchen und täglich neue Nöte heilen. Daß diese Not in immer wachsendem Strom nach Bethel kommt und in immer erschütternderen Bildern vor unseren Augen steht, scheint ein Zeichen dafür zu sein, daß die Welt uns noch braucht, und daß auch Gott der Herr uns noch gebrauchen will. Darum muß unsere Losung heißen: Fröhlich vorwärts!“ —

Durch die Liebe aus dem Leid neues Leben wecken, das soll die Aufgabe von Bethel bleiben.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blikerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf, Friedrich von Bodelschwingh. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: Pastor Wilhelm Busch. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: Johann Christoph Blumhardt.
- 4 F. Seebaß: Carl Hilty, Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: Samuel Keiler. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: Mathilde Wrede. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: Heinrich Jung-Stilling. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: Johann Sebastian Bach. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: Eva von Tiele-Winckler. Die Mutter der Vereinsamten.
- 16/17 A. Pagel: Otto Funcke. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: Curt von Knobelsdorff. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: Henriette von Seckendorff. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: Jakob Gerhard Engels. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: Elias Schrenk. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hauser. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker. Gottes Kraft in einem Schwachen.
 - 31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach. Drei Frauen im Dienste Jesu.
 - 33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.
 - 35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi. Der Herold des großen Königs.
 - 37 E. Bunke: C. H. Spurgeon. Prediger von Gottes Gnade.
 - 38 W. Michaelis: Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.
 - 39 O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
 - 40 F. Rudersdorf: J. Hudson Taylor. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
 - 41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rappard. Ein Zeuge Jesu Christi.
 - 43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.
 - 45 G. Geiß: Johann Albrecht Bengel. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
 - 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
 - 48 G. Geiß: Dwight L. Moody. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
 - 49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger. Denker und Seelsorger.
 - 51/52 F. Seebaß: Karl Büchsel. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
 - 53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.
 - 55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.
 - 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
 - 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb. Beter und Schriftforscher.
-
-